BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Allgemeine Geschichte der berühmtesten Königreiche und Freistaaten in und ausserhalb Europa

Bd.: 1,1

Leipzig 1797

H.un. 216 m-1,1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10031878-9
VD18 80021352

H. Un. 216m

Ex donat: Mollianæ.

<36624747520011

<36624747520011

B

Allgemeine Geschichte
der berühmtesten Königreiche und Freistaaten in und ausserhalb Europa.

Erste Abtheilung.

Engelland
Erstes Bändchen

Leipzig,
in der Pet. Phil. Wolfischen Buchhandlung.
1797.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Geschichte
von
Engelland.

Nicht mit einem so schimmernden Ansehen von Uebermuth und wilder Größe, wie manches andere Volk, treten die Britten zuerst in der Geschichte der Welt auf. Wenn andere Nationen aus ihren rauhen Wohnungen mit Begeisterung hervorstürmten, und in Unterjochung fremder Länder Freude und Ruhm fanden: so saßen im Gegentheile diese unbemerkt in ihren einsamen Wildnissen. Anstatt andere Völker kriegerisch aufzusuchen, ließen sie es unthätig geschehen, daß fremder Ehrgeitz sie selbst aufsuchte, und ihrer Freiheit beraubte. Abkunft, Lebensart und andere Umstände gaben ihnen zwar gleiche Beschaffenheit des Körpers, gleiche Stärke,

gleiche Sitten mit ihren Nachbarn; folglich auch gleichen Anspruch auf den damals geltenden Ruhm, gewaltige Unterdrücker fremder Freiheit zu heissen; aber nicht eben dieselbe Gelegenheit, auf diese Art sich hervorzuthun. Die Uebermacht ihrer Nachbarn, und vielleicht noch mehr die See, die sie umschloß, hielten sie von Europa getrennt.

Albion hieß anfänglich jene nordwestliche Insel, welcher in der Folge Ausländer den Namen Brittannien, und einige Jahrhundert später den Namen Engelland gaben. Das nördliche Schottland hieß Caledonien. Ireland hatten ihre ersten Bewohner Erin genannt; ein Wort, welches in ihrer Sprache eine westliche Insel bedeutete. Daß Galen, oder vielmehr Celten Albion zuerst bevölkert haben, schei-

net keinem Zweifel unterworfen zu seyn. In der Folge wurden sie von den Kymren, einem Volke des belgischen Galliens, welches der unwiderstehbaren Gewalt hereinbrechender Deutschen wich, aus ihrem Wohnsitze in die nördliche Gegend, oder in das heutige Schottland verdrängt. Phönicier waren die ersten, deren kaufmännische Schiffe die niemals ruhende Gewinnsucht an Albions Küsten trieb. Für irdene Geschirre, Salz und Spielwerke tauschten sie dort Zinn, Blei, etwas später auch Wolle ein. Eine Zeit hernach lockte ihr Beispiel auch die Griechen in dieses Land. Aber die Unsicherheit der Schiffahrt während verschiedener Kriege, und der Neid mächtiger Nebenbuhler unterdrückten endlich ihren Handel. An ihre Stelle traten die Veneter, eine gallische Nation. Ihnen verdankten die

Britten zuerst die Kenntniß des Weins und mehr anderer Waaren. Aller Handel der Auswärtigen erstreckte sich jedoch nicht tief ins Innere des Landes.

Der Verkehr der Britten mit diesen Völkern war die einzige Art von Verbindung, in welcher sie vor Christi Geburt mit der übrigen Welt standen. Aber in welchem traurigen Zustande fanden diese Handelsleute das Land und dessen Bewohner! Nur hier und da ein kleiner Strich fruchtbaren Ackerlandes, oder einer fetten Flur gegen unermeßliche Wüsteneien; ganze Strecken durch meilenlange Sümpfe und Moräste unterbrochen; ungeheuere, unwegsame Felsengebirge, aus denen hier und da wilde Bergströme mit fürchterlichem Getöse herabstürzen; dichte, finstere Waldungen, die jedem wohlthätigen

Sonnenstrahle das Eindringen versagen; schreckbare Wildnisse, durch welche wechselweise wilde Raubvögel und rauhe Nordwinde heulen; die Witterung kalt, nebelicht, unfreundlich; die Wohnungen der Britten düstere unterirdische Höhlen, oder schlechte Hütten von Thierfellen oder Holz, mit Stroh gedeckt, und unordentlich im ganzen Lande zerstreut; die Einwohner kaum geschützt vor dem Heißhunger grimmiger Wölfe und Bären, welche nebst wilden Pferden, Renn- und Elendthieren die ganze Insel durchstreichen; eine Thierhaut, oder höchstens eine Decke von Wolle ihr Kleid; ihre Nahrung in den mildern Gegenden eine Art Kuchen aus Korn, nebst einem Getränk aus Gerste; auf den nördlichen Gebirgen wilde Früchte, Wurzeln, und die Beute von der Jagd und der Heerde; im irelándischen

Caledonien sogar Menschenfleisch; ihr Körperbau von außerordentlicher Größe und Stärke; überhaupt in der körperlichen Bildung Aller eine auffallende Aehnlichkeit; das unverdächtige Zeugniß der noch nicht verletzten Selbstständigkeit einer Nation; — diese sind die Züge, aus denen das Gemälde Brittanniens und seiner Bewohner zusammengesetzt ist.

Schon diese Umstände allein schildern den Charakter der Britten auf eine hinlängliche Art. Wo der Boden, größtentheils sich selbst überlassen, einer fürchterlichen Wüstenei gleichet, da wohnet gemeiniglich ein ungesittetes, barbarisches Volk. Ein kaltes, unfreundliches Clima, eine grobe Nahrung, eine rauhe Lebensart härten den Körper und die Nerven; und diese geben der Gemüthsart der Men-

schen ihre besondere Richtung. Gleichwie der abgehärtete Körper des Barbaren den Schmerz einer geringen Wunde nicht achtet, oder vielleicht kaum empfindet; so nimmt auch dessen Seele den Eindruck des Feinern nicht wahr. Wir finden daher auch den Britten so geartet, wie manches andere alte Volk unter eben denselben Umständen: rauh, herzhaft, verwegen, unempfindlich gegen Witterung, Hunger und jede Beschwerlichkeit, als einen Freund des wilden Herumschwärmens. Er war Jäger, Hirte, in den südlichen Gegenden Ackermann, nahe an den Küsten auch Seefahrer. Seine langen, herabhängenden Haare, sein Bart auf der Oberlippe, seine bloßen, nervigten Arme, und die Thierhaut, die er über seinen Körper warf, erhöhten seinen natürlichen Troß. Sein Geschmack entsprach allen diesen Umstän-

den. Die Begriffe, Empfindungen und Neigungen der Menschen bilden sich gemeiniglich nach den Eindrücken äußerer Gegenstände. Der rohe Bewohner einer schrecklichen Wildniß hat ein anders Ideal von Schönheit, als der Mensch, den das Glück in eine paradiesische Gegend versetzte. Bäume, Thiere und andere Figuren in seine Haut einzuschneiden, und selbige blau zu färben, galt dem Britten für Schönheit, ein anders Volk würde unter andern Umständen diese Gewohnheit als häßlich verworfen haben. Uebrigens war jener keusch, gastfrei, treu, unbekannt mit Betrug und Arglist; denn für den Mann, in welchem bei so wenigen Bedürfnissen, und bei einer solchen Leichtigkeit sie zu befriedigen, noch keine Verfeinerung Lust und Fähigkeit zu bösen Ränken erzeugt hatte, gab es wenig Veranlassungen, wel-

che in ihm andere Leidenschaften weckten, als jene des Zorns und der Rachgierde, wenn er sich für beleidiget hielt. In diesem Falle war er aber auch unversöhnlich. Bis zur Raserei trieb er den Haß gegen seine Feinde; alle Kräfte nahm er zu Hülfe, sich an denselben grausam zu rächen.

Unbekannt mit andern Künsten, wozu den Britten ihre einfache Lebensart keine Veranlassung gab, widmeten sie ihren Fleiß nur solchen, wozu sie die Noth, und kriegerische und religiöse Begeisterung trieb. Ihre beiderseits mit Sensen bewafneten Streitwagen, womit sie im vollen Laufe mitten unter den feindlichen Gliedern grausame Verwüstungen anrichteten; die riesenmäßigen, aus Felsenstücken kreisförmig zusammengesetzten Tempel, ihre Grabhü-

gel, von Erde oder Steinen aufgethürmt, waren Produkte ihrer Kunst. Die Musik war bei ihnen, wie bei allen Völkern geachtet. Ihre Barden, zugleich die Dichter und Geschichtschreiber der Nation, besangen die Großthaten der Ahnen, und entzündeten in ihren Landsleuten den Muth für die Gefahren der stürmenden Schlacht. Die übrige geringe Summe von Wissenschaften gelangte aus dem Munde der Druiden nur sehr sparsam zu den Ohren der Laien. Durch eine mündliche Ueberlieferung erhielt sich unter jenen die Lehre von ihren Göttern, eine Kenntniß vom Laufe der Gestirne, von den heilsamen Kräften einiger Kräuter, und von andern Geheimnissen der Natur. Als Priester besorgten die Druiden auch den Gottesdienst. In Eichenwäldern, oder auf heiligen Hügeln, oder in den eben beschrie=

denen Tempeln verehrten die Britten verschiedene Götter. Gleichwie alle rohen Völker von jeher jede außerordentliche Wirkung, die ihren Begriff überstieg, oder jeden für sie besonders wohlthätigen Gegenstand als ein überirdisches Wesen betrachteten; so behauptete auch bei den Britten die Sonne unter dem Namen Baal den ersten Rang unter ihren Gottheiten. Barbarisch, wie ihr Character, war ihre Religion. Die Druiden opferten den Göttern Menschen, die sie verbrannten; die Druiden stachen den Kriegsgefangenen Messer durch die Brust, und weissagten aus der Richtung, welche das aus den Wunden fließende Blut nahm, Glück oder Unglück im Kriege, oder andere künftige Dinge.

Diese öffentlichen Religionsübungen machten zugleich einen wesentlichen Theil

der brittischen Staatsverfassung aus; das Priesterwesen, welches zu allen Zeiten für Religion galt, war mit derselben enge verbunden. In alle wichtige Regierungsgeschäfte hatten die Druiden einen entscheidenden Einfluß, und niemand wagte es, die Rechtmäßigkeit desselben in Zweifel zu ziehen. Ihr ehrgeiziges Streben nach einem großen Rufe von Heiligkeit entzog sie außer der Zeit, wo Amtsverrichtungen ihre Gegenwart nothwendig machten, sehr schlau den Augen der Laien. Wie Mönche lebten sie in Einöden, oder in heiligen Hainen, oder in finstern Grüften beisammen, in scheinbarer Strenge gegen sich selbst. Sie, die einzigen Gelehrten der Nation, erhaben über alle Laien durch ihre vermeintliche Heiligkeit, Verächter alles dessen, wornach andere mit Leidenschaft streben, waren der Gegenstand einer

beinahe göttlichen Verehrung. Kein Gesetz wurde ohne ihr Gutheißen gegeben, kein Verbrecher mit dem Tode bestraft, den nicht ihr Ausspruch dazu verdammt hatte; keine Beute des Krieges getraute man sich zuzueignen, bis die Druiden ihren Antheil genommen hatten.

Die Nation war übrigens in viele besondere Stämme getheilt, deren jeder ein selbst gewähltes Oberhaupt hatte. Nur gemeinschaftliche Gefahr vereinigte diese abgesonderten Horden in einen einzigen Staat. Ihre Fürsten waren die ersten der Nation; in den Volksversammlungen, wo man Gesetze gab, Einrichtungen traf, Krieg und Frieden beschloß, und Streitigkeiten entschied, thaten sie den Vortrag; der Schluß hieng von dem Willen des Volkes ab. Ihre Einkünfte zogen sie aus den freiwilligen Gaben der Britten, und aus

dem, was ihre Heerden, ihr Ackerland, oder die Beute des Krieges ertrug.

Ein solches Aussehen hatte Brittannien, als den berühmten römischen Staatsmann und Feldherrn Julius Cäsar 55 Jahre vor Christo die Lust anwandelte, sich durch die Eroberung dieses entfernten, noch ungekannten Landes einen unsterblichen Ruhm zu erwerben. Erst vor Kurzem hatten die Britten seinen Feinden, den Galliern, in seinem Kriege gegen dieselben Aufenhalt und Zuflucht gegeben. Ursache genug für den Ehrgeiz dieses Helden, sie feindlich anzugreifen. Nachdem er eine hinlängliche Anzahl Schiffe ausgerüstet, und mit Truppen versehen hatte; segelte er von Gallien aus um Mitternacht ab. Als der folgende Morgen anbrach; lag die Flotte schon an der Küste bei Dover. Den Britten war Cä-

sars Absicht nicht verborgen geblieben. In großen Haufen standen sie, als die feindlichen Schiffe sich näherten, bewaffnet auf den Hügeln der Küste, entschlossen, den Feind ihrer Freiheit zurückzutreiben. Aber mehr die rauhen Felsenklippen, die an diesem Orte sich befanden, als die Macht der Britten hinderte ihn, in dieser Gegend zu landen. Er zog sich daher etwas weiter hin, und ungefähr 8 englische Meilen von Dover, bei dem heutigen Deal, entdeckte er ein unmerklich abhängendes Ufer, welches zum Landen bequem schien. Auch hier standen die Britten zum Empfange des gefährlichen Fremdlings bereit. Unter einem fürchterlichen Geschrei schickten sie ihre Wurfspieße auf den herannahenden Feind ab. Zum Unglücke konnten die großen Schiffe der Römer nicht vollkommen bis zum Ufer gelangen. Die

Nothwendigkeit foderte, auszusteigen, und nahe am Ufer, im Wasser stehend, mit den Britten zu streiten. Dieser Umstand benahm den Römern den Muth. Es war unbequem und äußerst unsicher, sich auf solche Art mit einem Volk einzulassen, welches mit festerm Tritt auf der Erde, begeistert für seine Freiheit focht. Lange zauderten sie furchtsam in ihren Schiffen; endlich zeigte ein einziger von ihren Adlerträgern den Muth, den die Menge nicht hatte; entschlossen sprang er vom Schiff in das Wasser. Jetzt fuhr beim Anblick ihres Adlers, der von der Fern sie nach sich rief, eine heroische Begeisterung, wie ein Blitz, durch ihre Seele, und in der stolzen Erinnerung, daß sie Römer seien, deren Muth durch keine Furcht kann besiegt werden, sprangen ihm alle nach. Da entstand endlich ein grausames Gefecht,

welches lange zweifelhaft blieb. Endlich siegte doch die römische Geschicklichkeit in der Kriegskunst über die unerfahrene Tapferkeit der halbnackten, schlecht bewaffneten Britten. Sie wurden geschlagen und zerstreut. Der kleine Strich Landes, worauf dieses vorgieng, mußte versprechen, die römische Oberherrschaft zu erkennen, und deswegen Geißeln zu geben.

Aber die Britten, die sich mit Recht nicht für bezwungen hielten, kamen ihrem Versprechen nicht nach. Im folgenden Frühjahre erschien daher Cäsar zum zweitenmale auf dieser Insel. Gleich beim ersten Anblicke seiner mächtigen Flotte von mehr als 600 Schiffen ergriffen die Britten die Flucht. Die Römer verfolgten sie mit ihrer gewöhnlichen Tapferkeit, und nahmen allmählig einen Platz nach dem andern weg. Zwar stellte sich ihnen

Cassibelaun, Fürst der Trinobanten, den die verschiedenen Stämme der Britten nach vielen ernsthaften Fehden mit ihm schon im ersten Feldzuge zu ihrem gemeinschaftlichen Anführer gewählt hatten, eine geraume Zeit über herzhaft entgegen. Aber in der Folge fielen mehrere der kleinern Fürsten treulos von ihm ab. Cäsar gieng nun unter beständigen Gefechten, welche alle für die Britten unglücklich ausfielen, über die Themse, und zwang das ganze Land der Trinobanten, sich ihm zu unterwerfen.

Im Grunde waren die Britten dennoch nichts weniger, als ganz unterjocht. Sie behielten ihre Sitten, ihre Religion, ihre eigenen Gesetze und Verfassung. Den Kaiser August hinderten andere Angelegenheiten, auf die Entrichtung des ihnen

aufgelegten Tributs ernstlich zu dringen. Tiber machte gar keinen Versuch auf Brittanien. Erst unter der Regierung des Kaisers Claudius fängt eigentlich die römische Oberherrschaft in dieser Insel an. Nachdem der brittische König Caractac neun Jahre mit unerschütterlicher Standhaftigkeit die Freiheit seines Vaterlandes verfochten hatte; erreichte ihn endlich im Jahre 50 nach Chr. Ostorius Scapula im Lande der Silurer, eines tapfern brittischen Volkes an den Ufern der Severn. Ein vortheilhafter Stand auf einem unzugänglichen Berge, am Fusse desselben ein tiefer, gewaltsam fortrauschender Fluß, und die Tapferkeit seiner Leute, schienen ihn gegen die feindliche Menge zu schützen. Dennoch ward er gänzlich geschlagen, und bald darauf gerieth er durch Verrätherei in feindliche Gefangenschaft.

Die Freude zu Rom über dieses Waffenglück war um so größer, je mehr man bisher gewünscht hatte, sich mit Recht der Herrschaft über Brittanien rühmen zu können. Claudius befahl, alle Kriegsgefangenen zu Rom im Triumph aufzuführen. Der Zug war glänzend in den Augen der Sieger. Voran giengen in Begleitung römischer Soldaten die gefangenen Britten, und die im Krieg erfochtene Beute wurde zur Schau mit herumgetragen. Hierauf folgte die königliche Familie, äußerste Bestürzung in den Gesichtszügen. Endlich erschien Caractac. Unerschütterlich sah er auf den kaiserlichen Thron hin, der vor dem Pallast errichtet war, und voll Erstaunen rief er aus: Und bei so großer Pracht konnten die Römer mich in meiner armen Hütte beneiden!

Aber der Besitz der bisher eroberten Länder war noch nicht gesichert. In der Insel Anglesey, dem Hauptsitze der Druiden, welche die Gemüther ihrer Landsleute unter dem Vorwande der Religion beständig gegen die Römer erhitzten, hatten sich bisher die Britten nach ihren Niederlagen jederzeit von Neuem gesammelt, um sie anzugreifen. Paulin wünschte, diesen gefährlichen Platz zu erobern, und schiffte hinüber. Gleich der erste Anblick des Feindes benahm seinen Leuten den Muth. Dicht geschlossen stand alle streitbare Mannschaft nahe beym Ufer, und drohte dem Feinde durch seine Wurfspiese Tod und Verderben. Zwischen den Männern schwangen die Weiber, mit fliegenden Haaren, in fürchterlicher Kleidung der Furien unter wilden Gebärden und gräulichen Verwünschungen brennende Fa-

ckeln. Um sie herum knieten die Druiden, hoben die Hände zum Himmel empor, und ruften in schaudervollen Beschwörungen die Rache der Götter auf ihre Feinde herab. Ein gräßliches Geschrei und Gebrülle von Weibern und Männern erfüllte die Luft. Wie versteinert standen die Römer; der Schrecken hatte ihren Geist und ihre Hände gelähmt; in Menge fielen sie, ohne sich zu wehren, oder wurden verwundet. Aber jetzt riß sie der Zuruf ihres Anführers Paulin: „sie, so berühmte, tapfere Krieger, sollten sich doch von einer unbehülflichen Schwärmerei, und von Weibern nicht schrecken lassen,“ plötzlich aus ihrer Betäubung; herzhaft drangen sie nun in den Feind, und stürzten alles nieder, was ihnen entgegenkam. Eben die Scheiterhaufen, welche schon für die Kriegsgefangenen aus den römischen Legio-

nen rauchten, wurden zur Vergeltung das schmerzliche Grab der grausamen Druiden. Alle Altäre der Britten stürzte die unversöhnliche Hand der Sieger, und alle heiligen Haine hieb sie um.

Dennoch saß den Römern der Feind noch immer dicht auf dem Nacken; ihr gefährlichster waren sie selbst. Prasutagus, König der Icener, eines noch unbezwungenen brittischen Volkes, hatte vor seinem Tode, um wenigst einen Theil seines Gebiets für seine Familie zu retten, die Hälfte desselben den Römern vermacht. Aber kaum hatte er die Augen geschlossen, als sich der römische Feldherr des ganzen Gebietes bemächtigte. Gleich als wäre es feindliches Land gewesen, verübte der ungebundene Soldat darinn seinen Muthwillen. Boudicea, des Königs Wittwe that Vorstellnngen gegen diese Gewalthä-

tigkeit, und wurde dafür wie eine Sclavin gegeißelt; ihre Töchter wurden geschändet, die Vornehmen ihrer Erbgüter beraubt, Edle und Niedrige gleich schändlich behandelt. Eine so abscheuliche Ungerechtigkeit war hinlänglich, zugleich mit den Icenern ganz Brittannien in Bewegung zu setzen. Leute, welche nebst dem ohnehin unerträglichen Schmerz über den Verlust ihrer Freiheit auch noch der Stolz ihrer Ueberwinder, und die Härte der römischen Steuereinnehmer drückte, reitzten solche Mißhandlungen leicht zu dem Versuche, das noch ungewohnte Sclavenjoch abzuschütteln. Andere, die, noch nicht unterjocht, in dem traurigen Zustand ihrer Brüder ihr eigenes künftiges Schicksal erblickten, hatten mit jenen einen gleich dringenden Beweggrund, sich einer so verhaßten Tyrannei zu widersetzen. Eine beinahe allgemeine

Verschwörung gegen die Römer verbreitete sich daher in kurzer Zeit durch Brittanien, und zu eben der Zeit, da Paulin auf der einen Seite die Insel Anglesey eroberte, war auf der andern schon alles im Aufstande begriffen. Boudicea selbst zog an der Spitze von ungefähr 230,000 Mann gegen die Feinde heran, und in kurzer Zeit eroberte das erbitterte Heer eine beträchtliche Zahl wichtiger Plätze.

Paulin hatte damals mit Mühe ungefähr 10,000 Mann zusammengebracht. Ein so kleines Häufchen sollte gegen eine zahlreiche Nation, die das schmerzliche Gefühl des Druckes für ihre Freiheit begeisterte, die künftige Behauptung der römischen Oberherrschaft über diese Insel entscheiden! Der Feldherr befand sich an einem vortheilhaften Standorte, wozu

nur sehr schmale Wege führten. Dichte Waldungen deckten denselben im Rücken. Da erschien das brittische Heer, trunken von Freude über sein bisheriges Waffenglück; voran Boudicea mit ihren zwo Töchtern auf einem Wagen. In einem Tone, welcher ein tiefes Gefühl der erlittenen Beleidigung ausdrückte, foderte sie ihre Leute zur Rache auf. Aber die Römer drangen mit Ordnung und Standhaftigkeit in die unregelmäßigen Haufen ein, und was immer Stand hielt, ward niedergestossen. Nicht einmal der Weiber schonte die Wuth der Soldaten. In großen Hügeln lagen Leichname und erschossene Lastthiere aufgethürmt. Bei 80,000 Britten fanden in dieser Schlacht und in den Folgen derselben ihren Untergang. Boudicea entzog sich künftigen Mißhandlungen der Sieger durch Gift.

Dieser außerordentliche Sieg eines geringzähligen Heeres gegen eine weit überlegene Menge befestigte die römische Macht in Brittanien. In der Folge vollendete Agricola die Eroberungen daselbst. Dieser vortrefliche Mann, gleich groß im Krieg und im Frieden, drang mit unaufhaltbarer Macht in die nördliche Gegend, den Sitz des hartnäckigsten Widerstandes ein; und nicht die rauhen, unwegsamen Felsengebirge, nicht die dichten, unzugänglichen Waldungen hemmten seinen Marsch und seine Siege. Galgac, der sich ihm mit einem zahlreichen Heer widersetzte, wurde zuletzt in einem entscheidenden Treffen geschlagen. Eine Flotte, welche jener hierauf ausschickte, bemächtigte sich der orcadischen Inseln, und umschiffte die ganze Küste Brittaniens.

Auf solche Art wurden die Römer Herrn von ganz Brittanien bis an die caledonischen Gebirge im äußersten Norden. Um Einfälle der sehr rohen Bewohner dieser Gegend zu hindern, führte Agricola zwischen ihnen und den Britten eine Mauer auf, und besetzte die Grenzen. So lebten die Britten lange Zeit im Genusse des beglückenden Friedens, und das größte Uebel in ihren Augen, der Verlust ihrer Freiheit, wurde im Grund eine Wohlthat für sie; es verschaffte ihnen eine bequemere Lebensart, und bildete sie zu gesitteten Menschen. Denn erst seit der Erscheinung der Römer fieng dieses Land an, sich nach und nach aus seiner Barbarei zu entfernen. Die Staatsklugheit foderte, die Cultur des Landes zur neuen Finanzquelle zu machen. Einöden, die ehemals unfreundliche Dornhecken und Moräste unzu-

gänglich gemacht hatten, verwandelte jetzt die zum Fleiß allmählig gewöhnte Hand der Ueberwundenen in segenreiche Felder und lachende Fluren; blühende Gärten boten den Einwohnern wohlthätige Gewächse und Früchte des Auslandes dar, wo ehemals unfruchtbares Moos oder traurige Disteln gewachsen waren. Ungeheuere Wälder hieben die Britten um, meilenlange Moräste trockneten sie aus. Ungeheuere Gebirge wurden zugänglich gemacht, Straßen erbaut, Städte angelegt. Mit den dichten Wäldern verlor sich die große Kälte, und die Renn- und Elendthiere flohen in rauhere Gegenden. Die Manufacturen, welche angelegt wurden, erweckten den Kunstfleiß, und brachten den Handel empor. Für die eisernen Ringe, welche einst die Belgen anstatt des Geldes eingeführt hatten, kamen ordentliche Mün-

zen in Umlauf. Was immer Liebe zur Bequemlichkeit, oder zur Pracht fodern kann, versetzten die Römer auf diese Insel. Dadurch wurden die Britten mit den Gemächlichkeiten des Lebens bekannt. Die Wirthlichkeit, diese bisher noch nie gekannte häusliche Tugend, fieng jetzt an, für sie einen Reitz zu bekommen. Mit ihr fanden sich Hand in Hand auch ihre übrigen Schwestern ein. Der Hang zum wilden Herumschwärmen erlosch; das Rauhe im Character des Britten stimmte sich in ein sanfters Wesen herab; er wurde nach und nach ein geselliger Mensch, ein fleißiger Hausvater, ein friedlicher Bürger des Staats. Was die römischen Gesetze, die man den Einwohnern aufdrang, an Ausbildung übrig liessen, ersetzten das Beispiel der Römer, der natürliche Hang zur Nachahmung, und die Gewohnheit. Die Wis-

senschaften fanden zwar in Brittanien noch zur Zeit sehr wenig Eingang. Die Sprache war noch zu arm und rauh; der Geist der Einwohner noch zu wenig empfänglich. Nur die Barden, unter denen Ossian im vierten Jahrhundert hervorragte, schilderten in treffenden Bildern die einfache rohe Natur, die rauhen Sitten ihrer Zeitgenossen, und besangen mit erhabenen Empfindungen den Ruhm ihrer Helden. Doch führten die Römer die Schreibkunst in diesem Land ein; die erste Stuffe zur Ausbildung des Verstandes! Die christliche Religion endlich, welche in Brittanien schon um den Anfang des zweiten Jahrhunderts gleichfalls durch Römer bekannt wurde, hatte ohnehin zum vornehmsten Zweck, den rohen heidnischen Aberglauben, den Hang zu allen Arten von Gewaltthätigkeit

zu unterdrücken, und die Sitten der Menschen zu bessern.

Länger, als dreihundert Jahre näherten sich die Britten auf solche Art unter römischer Oberherrschaft ihrer Verfeinerung. Da fieng die Macht der Römer an, gewaltig zu sinken. Deutsche Völker stürmten von verschiedenen Seiten in das römische Reich herein, und erschütterten es in seinen Grundfesten. Ein so übermäßig großer, unübersehbarer Staat konnte bei seiner innern Zerrüttung, bei dem auffallenden Uebermuth seiner zuchtlosen Truppen, bei der gegenseitigen Eifersucht und den Intriguen der Großen, welche ihre Herrschsucht und ihr Partheigeist unterhielten, durch die Uebermacht tapferer, von außen hereindringender Völker leicht an den Rand des Verderbens gebracht werden. Kaum konnten die Römer sich noch im Mittel-

punkt ihrer Macht schützen; viel weniger an die Vertheidigung entfernter Provinzen denken. Um den Hauptsitz ihres Reiches zu retten, sahen sie sich genöthiget, eine Legion nach der andern aus den entlegenen Gegenden abzurufen. So zogen auch aus Brittanien nach und nach mehrere Legionen ab, und überliessen die Einwohner der Raubsucht ihrer feindlichen Nachbarn, der nördlichen Caledonier.

Diese fürchterliche Nation, die sich allmählig aus mehrern Horden in einen einzigen Körper vereiniget hatte, und nach dem vierten Jahrhundert endlich unter dem Namen der Picten und Scoten bekannt wird, drang schon seit der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts so oft, und mit so verwüstender Hand in Brittanien ein, daß mehrere Kaiser nöthig fanden, sie nach ernsthaften Kriegen mit

ihnen durch aufgeworfene Wälle von den Britten zu scheiden. Aber gerade in der gefährlichsten Zeit verließ die römische Besatzung diese Provinz. Der Gothische König Alarich drohte damals selbst der Hauptstadt des römischen Reiches den Untergang. In der Noth rief der Kaiser Honorius im Jahre 412 alle seine Truppen aus Brittannien ab, und sprach die Einwohner von aller fernern Verbindlichkeit gegen das römische Reich los. Nachdem man ihnen dessen ungeachtet noch zweimal einige Legionen geschickt hatte, kündigte man ihnen endlich im Jahre 426 an, sie dürften sich nicht weiter des römischen Schutzes getrösten, und die Römer verliessen hierauf die Insel für immer. Um ihnen noch den letzten freundschaftlichen Dienst zu erweisen, halfen sie ihnen den Erdwall verbessern, und

gaben ihnen Anweisung, selbigen künftig ohne fremde Beihülfe von Steinen aufzuführen. So undankbar verliessen die Römer ein Volk, welches ihnen mit einem so großen Aufwande von Blut erst sein schätzbarestes Gut, die Freiheit, und dann den Kern seiner streitbaren Mannschaft zu ihrer eigenen Erhaltung gegen auswärtige Feinde geopfert hatte!

Brittannien gerieth seit diesem Abzuge der Römer in einen traurigen Zustand. Unter den unaufhörlichen Verheerungen der Picten und Scoten, unter den beständigen Beispielen der rohesten Barbarei und Grausamkeit giengen Kunstfleiß, Gewerbe, Wohlstand zu Grunde, und die Sitten verwilderten. Der besten Mannschaft beraubt, welche entweder die eigennützige Politik der Römer aus dem Lande abgeführt, oder die bisherigen Kriege

aufgerieben hatten, fanden sich die Einwohner außer Stand sich zu vertheidigen; an fremde Herrschaft gewöhnt, waren sie unfähig, sich selbst zu beherschen. So lebten sie in einer peinlichen Verwirrung, als eine gesetzlose, unbehülfliche Horde. Da die Fortschritte ihrer Feinde, die nun den Erdwall und alles zerstörten, die Gefahr immer vergrößerten, und viele Uebel, worunter eine Hungersnoth, und eine Religionsstreitigkeit mit den Anhängern an die Lehre des Pelagius nicht die geringsten waren, die innerliche Anarchie und Unordnung aufs höchste brachten; so erwählten die Britten nach einer Reihe ohnmächtiger Fürsten Vortigern, Fürsten von Cornwallis zu ihrem gemeinschaftlichen Oberhaupte. Aber auch dieser war nicht im Stande, das Unglück seines Vaterlandes aufzuhalten. Weil die

Feinde eben wieder fürchterliche Anstalten zu einem neuen Einfalle machten; that er seiner Nation den Vorschlag, die Sach-
genehmigten denselben.
sen zu Hülfe zu rufen, und die Britten

Die Sachsen, deren Wohnsitze sich von Holstein und Schleswig durch das heutige Niedersachsen und Westphalen bis an den Rhein und die Schelde hinzogen, ein rohes, kriegerisches Volk, unter verschiedenen Oberhäuptern in verschiedene Stämme vertheilt, und bereits durch seine Kühnheit und Seeräubereien bekannt, folgten gern einem Winke, welcher ihrem Hange zum Herumschwärmen Nahrung, und ihrer Raubsucht Beute versprach. Im Jahre 449 oder 450 giengen ungefähr sechzehnhundert Mann derselben in die See, und landeten auf der Insel Thanet. Es war ausgemacht worden,

daß man ihnen dieselbe für ihre aufgewandten Kräfte als ein Eigenthum überlassen wollte. Bei ihrer Ankunft waren die Picten und Scoten schon bis Lincolnshire vorgedrungen; aber die sächsischen Anführer Hengist und Horsa giengen ihnen sogleich entgegen, und schlugen sie ohne viele Mühe in die Flucht.

Doch bei einem Volke, in dessen Charakter ohnehin Raubsucht und Hang zu jeder Art von Gewaltthätigkeit der herrschende Zug war, weckte die Ueberzeugung von seiner sichtbaren Ueberlegenheit über die wehrlosen Britten sehr bald den Vorsatz auf, die Insel für sich zu erobern. Die Mißhelligkeiten der brittischen Großen unter einander bestärkten sie in diesem Entschlusse; sie riefen daher mehrere Haufen ihrer Landsleute zur Verstärkung herbei, unter denselben, auch Jüten und

Angeln. Den Vorwand zum Kriege ga-
ben Streitigkeiten, die sie mit den Brit-
ten erregten. Man halte den geschlosse-
nen Vertrag nicht genau; man zahle ih-
nen die versprochenen Hülfsgelder nicht
richtig; entziehe ihnen die nöthigen Le-
bensmittel. Diese waren die Vorwürfe,
wodurch die Sachsen ihre Rüstungen ge-
gen die Britten zu rechtfertigen suchten.
Endlich schlossen sie, anstatt die Picten
und Scoten vertragsmäßig aus dem Lan-
de zu vertreiben, wohl gar einen Ver-
gleich mit denselben.

Jetzt weckte endlich die augenschein-
liche Gefahr in den Britten die Sorge
für die Erhaltung des Vaterlandes. Mit
einer kaum einst gegen die Römer so tief
empfundenen Erbitterung griffen sie zu
den Waffen. Der Urheber des nachthei-
ligen Vertrages mit diesen treulosen Fremd-

kingen, der König Vortiger ward im Jahre 454 von dem aufgebrachten Volk abgesetzt; und gleich als wollten die Einwohner das Brandmal ihrer bisherigen Feigheit auf einmal auslöschen, mit einem so wüthenden Muth stürzten sie über die Sachsen her. Aber keines ihrer Gefechte war je entscheidend genug, um die Fortschritte derselben zu hemmen. Stets riefen diese neue Schaaren ihrer Landsleute herbei, welche zuletzt ganz Brittannien überschwemmten. Manche sächsische Schaar reitzte das Glück ihrer Brüder; sie kam ungerufen aus ihren Wohnsitzen herüber, und setzte sich, jede in einem besondern Theile der Insel, fest. Fruchtlos war die außerordentliche Tapferkeit des von seinen Unterthanen angebeteten Königs Arthur, welcher in zehn bis zwölf Treffen auf einander gesiegt, und

in einem einzigen zu Cärbadon bei neun-hundert Feinde mit eigener Hand erlegt haben soll. Immer weiter griff die unwiderstehbare Hand der Sachsen um sich, und nach einem hartnäckigen Kampfe von mehr als hundert Jahren war endlich ganz Brittannien bis auf einen kleinen Bezirk eine Beute ihrer Uebermacht. Das Land ward in sieben kleine Königreiche getheilt, welche unter dem Namen der siebenfachen sächsischen Herrschaft bekannt wurden. Hengist, der erste, der ins Land gekommen war, hatte zwischen den Jahren 455 und 457 die Gegend von Kent unter dem Namen eines Königreiches in Besitz genommen. Nach ihm kam Ella nach Brittannien, und stiftete im Jahre 491 das Königreich Sussex oder Südsachsen, wozu nebst dem heutigen Sussex auch Surrey, der neue

Wald und alles in dieser Gegend liegende Land bis an die Grenze von Kent gehörte. Cerdich und sein Sohn Kennrich errangen mit einer Schaar Sachsen den westlichen Theil der Insel, und gaben ihrer Eroberung den Namen des Königreichs Wesser oder Westsachsen im Jahre 519. Dasselbe begriff die Grafschaften Hants, Dorset, Wilks, Berks und die Insel Wight. Ein anderer kühner Anführer eines zahlreichen Haufens, Erkwin, bemächtigte sich der Gegend von Essex, Middlessex, und eines Theiles der Grafschaft Hertfort, und erhob dieses Land im Jahre 527 zum Königreich Essex oder Ostsachsen. Zwanzig Jahre darauf errichtete Ida das Königreich Northumberland, das weitläufigste unter allen; denn es begriff nicht nur die Grafschaft dieses Namens, und das heutige

Bisthum Durham, sondern vergrößerte sich in der Folge noch durch Lancashire und Yorkshire. Aus den Grafschaften Cambridge, Suffolk und Norfolk, welche Uffa eroberte, bildete sich zwischen den Jahren 571 und 575 das Königreich Ostangeln. Aus dem übrigen Theile vom Flusse Severn an bis an die Grenzen von Essex und Ostangeln entstand im Jahre 584 das Königreich Mercia, welches zuerst Middel-Angeln genannt wurde. Der Stifter desselben war Cridda. Nur ein mäßiger Strich Landes, die gebirgige Gegend von Wallis und Cornwallis nebst Devon und Somerset blieb unbezwungen. In dieses rauhe Land flüchtete sich der Rest der unglücklichen Britten, welche dem Mordschwert, oder der feindlichen Gefangenschaft entgangen waren, und sie behielten dort ihre Sprache, ihre Verfas-

sung und Sitten. Andere hatten ihre Rettung an entferntern Oertern gesucht. In beträchtlicher Anzahl hatten sie sich in Armorica, welches von ihnen den Namen Bretagne erhielt, mit ihren schon dort wohnenden Brüdern vereinigt. Ein Theil hatte sich sogar an der Mündung des Rheins in der Nähe von Leyden bei Catwik niedergelassen, wo noch heut zu Tage ein verfallenes Schloß het Huys te Britten genannt wird. Diejenigen aber, welche das Unglück in die Hände der Sieger geliefert hatte, machte die barbarische Härte derselben unbarmherzig zu Sclaven. Eben dasselbe Feld, das einst ihr Eigenthum war, mußten sie nun für anmassende Fremdlinge bauen.

Ungefähr ein Jahrhundert nach der allgemeinen Unterjochung Brittanniens findet sich daselbst keine Spur mehr von

dem vormaligen Zustande dieses Landes. Sprache, Sitten, Gebräuche, politische Verfassung, alles ist nun sächsisch. Die Betreibung des Ackerbaues hinderte die Trägheit der Sachsen, die von der Jagd, von der Viehzucht und von dem Fischfange gemächlicher lebten, eben so sehr, als ihre beständigen Kriege mit dem Britten. Der Handel ruhte unter einem Volke, dessen rauhe Lebensart und Lüsternheit nach fremden Producten erzeugte, und welches überdieß einen so starken Nationalhaß gegen alle Fremde in seinem Busen trug. Nicht einmal Münzen waren bei ihnen im Umlaufe; für Kühe, Schaafe und Ziegen tauschten sie ihre Bedürfnisse ein. Erst das Ende des sechsten Jahrhunderts wies unter dem König Ethelred von Kent sächsische Münzen auf, welche nach fränkischem Muster geprägt waren. Einen

Begriff von ihren Sitten mag man sich daraus machen, daß sie noch im neunten Jahrhunderte die Dänen verachteten, weil dieselben alle Tage ihre Leiber durch ein Bad reinigten, sich täglich die Haare kämmten, und ihre Kleider wechselten. Ihre Gesetze waren nur gegen Mord, Verstümmelungen, Raub und Unzucht gerichtet; ein Beweis, daß auch ihre Sitten noch roh waren, und Gewaltthätigkeit den Hauptzug ihres Characters ausmachte.

Die prächtigsten Denkmäler römischer Kunst hatte der wilde Ungestümm dieser geschmacklosen Krieger zerstört. Die Altäre der christlichen Britten waren unter ihrer zerstörenden Hand zusammengestürzt, und rauchten vom Blute der erschlagenen Priester; die Laien, welche sich zum Christenthume standhaft bekannt, hatte ihr

fanatischer Eifer grausam niedergemetzelt. An die Stelle des Christenthums hatten sie ein Hirngespinst von guten Göttern und bösen Geistern, und viele andere rohe Aberglauben gesetzt. Auch sie ehrten Menschen, deren Handlungen einst eine Wohlthat für sie gewesen waren, als Götter. Ihre Priester, welche zugleich ihre Aerzte waren, magische Künste trieben, und Geister beschwuren, opferten denselben in heiligen Eichenwäldern, und auf Altären von Stein Thiere und sogar Menschen. Erst nach mehr als hundert Jahren erschien der Benedictinermönch Augustin, vom Papste Gregor dem Großen mit mehrern Gehülfen als Missionär abgeschickt, und begann mit denselben das Bekehrungsgeschäft. Das erste Land, wo seine Predigten Gehör fanden, war das Königreich Kent im Jahre 598. Dem

Beispiele desselben folgte im Jahre 627 Northumberland. Augustins Gehülfen zerstreuten sich gleich nach dem ersten glücklichen Versuche in die übrigen Königreiche, und brachten nach und nach die ganze Insel zum christlichen Glauben. Doch der eigentliche Beweggrund zur Bekehrung, oder der Lohn derselben war bei manchem Könige seine christliche Gemahlinn, oder die gewünschte Hand irgend einer Prinzessin, die der christlichen Religion zugethan war. Andere liessen sich, wie die Menschen gewöhnlich, durch Beispiel und Ansehen beherrschen, und bekannten sich zu derselben, weil es auch ihre mächtigen Nachbarn gethan hatten.

In ihren politischen Einrichtungen, und ihrer Regierungsform blieben diese neuen Bewohner Brittanniens größtentheils ihrer sächsischen Nationalverfassung getreu.

Die Nation war in Edle, Freie und Knechte getheilt. Die Königswürde wurde zwar erblich; aber die Macht der Könige war anfänglich nicht groß. Die Nation im Krieg anzuführen, war ihre vornehmste Pflicht; sie bekleideten auch das Amt eines obersten Richters. Aber weder in Streitsachen, noch in Staatsangelegenheiten konnten sie ohne Beistimmung der Vornehmsten aus dem Volk etwas entscheiden. Wittenagemot, oder die Versammlung der weisen Männer hieß jener Nationalrath, in welchem der König und die Edlen Gesetze gaben, die öffentliche Regierung ordneten, und in Rechtshändeln den Ausspruch thaten. Die dem Jugendalter eines Staates gemeiniglich eine Zeit lang anklebende Schwäche, und die Gefahren vor auswärtigen Feinden foderten nothwendig eine genaue Vereinigung. Aber

im Grunde bestand doch jedes von diesen Königreichen für sich allein; eines war von dem andern unabhängig; nur den Namen Engelland führten sie seit der Entstehung der siebenfachen Herrschaft mit einander gemeinschaftlich.

Beständige Kriege theils mit den Schottländern, theils mit den alten Britten, vorzüglich aber unter sich selbst machen durch mehr als zweihundert Jahre die Geschichte dieser Staaten aus. Unter so vielen Fürsten von verschiedener Denkungsart, verschiedenem Interesse, und ungleicher Macht mußten Eifersucht, Ländergierde, wahre oder eingebildete Beleidigungen, Laune und andere Umstände nothwendig einen beständigen Stoff zu Mißhelligkeiten und Kriegen geben.

Am fürchterlichsten machte sich anfänglich das Königreich Mercia, und in der

Folge das Königreich Wessex. Durch den guten Erfolg seiner Waffen hatte sich ersteres nach und nach beinahe alle Beherrscher der kleinern Königreiche als Vasallen unterworfen. Aber dem Königreiche Wessex hatte das Glück von Zeit zu Zeit einige Fürsten von ausgezeichneten Eigenschaften gegeben. Vielleicht etwas weniger mächtig, aber desto mehr thätig und kriegerisch, vergrößerten sie allmählig ihr Gebiet. Ceaulin, Kenrichs Nachfolger bekriegte die Britten, und nahm ihnen einen Theil von Devon und Somerset weg. Nachdem er diesen Strich Landes seinem Reich einverleibt hatte, zog er gegen seine eigenen Landsleute zu Feld, in stolzer Zuversicht, er werde auch die kleinern sächsischen Reiche nach und nach unterjochen. Aber der Erfolg bewies die Unsicherheit des Despoten, welcher durch

Schrecken seine Macht zu erweitern hoffet. Die Furcht der übrigen Könige erzeugte einen Bund gegen ihn, der ihn zuletzt im Jahre 592 aus seinem Reiche vertrieb. Unter seinen Nachfolgern erschien im Jahre 686 dennoch ein unternehmender Fürst, welcher den Plan des erstern fortsetzte. Ceodwalla eroberte das Königreich Sussex, und vereinigte es mit seinem Gebiete. Sein Nachfolger Ina bemächtigte sich desjenigen Theiles von Somerset, den die Britten noch im Besitze hatten, und entfernte sich in der Behandlung der Ueberwundenen von der gewöhnlichen Rohheit seiner Zeit auf eine so menschenfreundliche Art, daß dieselben zu ihrem Erstaunen ihre Unterjochung nicht fühlten. Ein noch weit rühmlicheres Mittel, als der Krieg ist, seine vortreflichen Eigenschaften, und die freie Wahl des

Volkes verschafften ihm auch die Oberherrschaft über die Angelsachsen. Durch diese Eroberungen war also Wessex zu einem sehr mächtigen Reich angewachsen. Aber die gegenseitige Macht der Könige von Mercia war doch immer gefährlich genug. Eben war Beornulf, der Beherrscher dieses Königreiches, im Begriffe, die Abwesenheit Egberts, Königs von Wessex, der eben die Britten in Cornwall bekriegte, zu benützen, und hatte einen Einfall in dem Lande desselben gewagt; als ihn Egbert, ich weiß nicht, ob mehr durch die Schnelligkeit seiner Zurückkunft, oder durch die Herzhaftigkeit seines Angriffes überraschte. Mit einem mäßigen Heere, dem aber Tapferkeit und Ordnung den Vorzug gaben, schlug er im Jahre 806 bei Wilton des Königs von Mercia weit zahlreichere Armee, und nöthigte sie, das Feld zu verlassen,

Ohne Verzug suchet er jetzt von dem Erstaunen über sein Kriegsglück, welches alles rings herum in Betäubung hält, Vortheile zu ziehen, und machet Anstalten, sich zum Herrn von ganz Engelland aufzuwerfen. Gleich als brächte der Ehrgeitz, womit man andere gewaltthätig unterjochet, unsterblichen Ruhm, dürstete dieser kriegerische Fürst schon lange nach dem Besitze aller englischen Staaten. Erzogen an dem glänzenden Hofe des fränkischen Königs, Carls des Grossen, eingeweiht an diesem Sammelplatze aller europäischen Pracht und Staatskunst in den Künsten der Politik, von Natur ruhmsüchtig, unternehmend, kühn, und von seinen Zeitgenossen in ganz Engelland bewundert, glaubte er einen geltendern Anspruch auf die allgemeine Herrschaft über alle sieben Königreiche zu haben, als die gegenwärtig

regierenden Könige. In der That hätten ihm auch seine Eigenschaften ein solches Recht vor allen andern gegeben, wäre er nur etwas mehr als bloßer Eroberer gewesen. Doch ein Anspruch, den er sich als Schöpfer eines blühenden Wohlstandes, eines noch nie empfundenen Glückes seiner Nation nicht verdiente, erhielt doch wenigst durch einen andern Umstand einen Schein des Rechts. In ganz Engelland war damals der alte königliche Stamm bis auf Egbert erloschen. Ursache genug für den Ehrgeiz dieses Fürsten, die übrigen Könige als ungerechte Anmasser zu betrachten. Mitten im Verfolge seines Sieges über den König von Mercia schickte er daher seinen ältesten Sohn Ethelwolf mit einem Heere nach Kent ab, um auch dieses Königreich in seine Gewalt zu bringen. Baldred, König dieses Landes, ward

vertrieben, und das Volk unterwarf sich dem Sieger. Eben dieses thaten bald darauf die Einwohner des Königreichs Essex, die ohnehin mit der Herrschaft des Königs von Mercia mißvergnügt waren.

Als die Ostangeln den guten Erfolg der Westsächsischen Waffen sahen, denen alles rings herum huldigte; so erregten sie eine Empörung gegen den König von Mercia, dessen Herrschaft auch ihnen eine unerträgliche Last war, und baten durch Abgeordnete den König Egbert um Schutz und Unterstützung. Der König von Mercia ward im Gewirre eines Gefechtes getödtet. Nun trat zwar Ludecan als sein Nachfolger auf, und bestrebte sich, im Besitze der Königswürde sich zu behaupten. Als auch dieser im Kampfe für eben dieselbe Sache fiel, widersetzte sich Withlaf dem Eroberer. Aber Egbert jagte

ihn überall, wo er ihn traf, in die Flucht, und machte sich auf solche Art zum Herrn aller Länder, welchen der König von Mercia bisher geboten hatte. Zuletzt schickten auch die Einwohner des Königreiches Northumberland Gesandte an ihn, und unterwarfen sich ihm freiwillig. So war die berühmte siebenfache Herrschaft der Sachsen, deren vollkommene Gründung eine Zeit von hundert und einigen zwanzig Jahren erfordert hatte, in weniger als dreißig Jahren vernichtet, und im Jahre 827 war ganz Engelland unter einem einzigen Herrn vereinigt. Um jedoch das Volk, welches gemeiniglich das noch ungewohnte Joch fremder Herrschaft mit Ungeduld trägt, zu beruhigen, ließ er einigen der bezwungenen Königreiche noch ihre besondern Regenten, die aber als Vasallen unter ihm standen. Um sich endlich den neuen Be-

ſitz vollkommen zu ſichern, berief er eine Verſammlung der Geiſtlichkeit und der Großen nach Wincheſter, und ließ ſich dort feierlich zum Könige von ganz Engelland krönen.

Hatte das Glück der engliſchen Nation je einen Zeitpunkt beſcheert, welcher geſchickt war, ſie durch die Vertilgung der noch ſichtbaren Ueberbleibſel der Barbarei in die ehrenvolle Claſſe geſitteter und glücklicher Völker hinaufzuheben: ſo war es gewiß der gegenwärtige. Durch die Vereinigung aller ſieben Königreiche unter einen einzigen Herrn, war aller Stoff zu innerlichen Zwiſtigkeiten und Unruhen entfernt worden; von Empörungen ſchreckte ſie Egberts Ernſt und Macht zurück. Zur Vergrößerung des Wohlſtandes der Engländer waren bereits einige nicht unbedeutende Schritte geſchehen. Mönche,

denen man verschiedene Bezirke zu ihrem Unterhalt angewiesen, hatten theils mit eigener fleißiger Hand, theils durch ihre Leute, Sümpfe und Moräste ausgetrocknet, Wälder umgehauen, oder dünner gemacht, und dürre Haiden in fruchtbares Ackerland umgeschaffen. Bischöfe und Aebte hatten dafür gesorgt, daß die alten Straßen unterhalten, neue angelegt, schon bestehende Dämme und Brücken von Zeit zu Zeit ausgebessert, neue erbaut wurden. Auch dieses hatte Engelland der Einführung des Christenthumes zu danken, daß die Geistlichkeit verschiedene Künste, welche zur Pracht und Bequemlichkeit gehörten, die Baukunst, Malerei, Bildhauerei, die Kunst, Metalle zu bearbeiten, freilich nur in der Absicht, ihre Kirchen dadurch zu verschönern, daselbst bekannt machte. In Ansehung der Gesetzgebung

zeigten sich gleichfalls schon bessere Aussichten. Zwar war die Freiheit, ein Verbrechen zu begehen, gewissermassen noch käuflich. Noch immer konnte man gegen ein so genanntes Wehrgeld von sechs Schillingen seinem Nachbar einen Vorderzahn ausschlagen, für dreißig Schillinge das Ohr abschneiden. Noch immer traute man den so genannten Urtheilen Gottes, einer besondern Art gerichtlicher Proben, die übernatürliche Kraft zu, daß durch sie die Wahrheit entdeckt werde. Wer, eines Verbrechens beschuldigt, vor Gericht ein Stück glühenden Eisens in der Hand trug, oder über eine glühende Pflugscharre gieng, oder seinen Arm in einen Kessel voll siedenden Wassers steckte, und nach dreien Tagen seinen Fuß oder seine Hand, oder seinen Arm unbeschädigt vorzeigen konnte, ward als unschuldig von

der Anklage losgesprochen. Man wurde als schuldig verurtheilet, wenn man, in einen Teich geworfen, nicht sogleich untersank; man hielt es für das Zeichen eines bösen Gewissens, wenn der Beklagte ein Stück geweihten Käses und Brodes im Angesichte des Gerichtes mit Zittern aß, oder wenn es ihm in dem Schlunde stecken blieb; traurige Beweise der noch herrschenden Barbarei! Aber schon Ina, König von Wessex hatte angefangen, in seiner Sammlung von Gesetzen hier und da der Stimme der Vernunft und Menschlichkeit Gehör zu geben. Zur Herstellung einer bessern Gerechtigkeitspflege ward Engelland in Shire oder Grafschaften eingetheilt, wovon jede ihren eigenen Gerichtshof unter dem Namen Shiremot hatte. Zweimal im Jahre versammelten sich daselbst die Thanen oder geringern Vasallen, die

vornehmsten Geistlichen und die Freien unter dem Vorsitze des Grafen, und entschieden über Rechtshändel und Verbrechen. Das Bemühen der weltlichen Gesetzgebung Sicherheit und Ordnung zu erhalten, unterstützte die Geistlichkeit durch ihre Kirchengesetze. Ein Mord mußte durch eine vierzigjährige Fasten, und so jedes Verbrechen nach Verhältniß abgebüßt werden. Nur Kranke, oder schwächliche Menschen konnten sich mit Geld davon loskaufen. Auch ward den Ehebrechern, Mördern und andern Verbrechern das Begräbniß in geweihter Erde versagt; lauter Anstalten zur Beförderung der Sittlichkeit! Einen noch nähern Schritt zur höhern Bildung that eben jetzt unter Egberts Regierung Theodor, Erzbischof von Canterbury, ein geborner Grieche. Selbst erfahren in der Arithmetik und Astronomie, in der

Kunst, Verse zu machen, in der griechischen und lateinischen Sprache, bestrebte er sich mit edlem Eifer, die sächsische Geistlichkeit mit der classischen Litteratur der Griechen und Römer bekannt zu machen. Durch sein Bemühen sah Engelland zum erstenmale an seiner Schule zu Canterbury eine Bibliothek von klassischen Büchern entstehen. Freilich gaben damals alle Schulen an den Domstiften und Klöstern nur künftigen Geistlichen Unterricht in den sogenannten sieben freien Künsten, in der Arithmetik, Geometrie, Astronomie, Musik, Grammatik, Rhetorik und Dialektik nach einer trockenen und seichten Methode; dennoch waren diese Schulen wenigst die erste Stuffe zu bessern Kenntnissen; und ist nur erst der Klerus gebildet; so bleibet auch das Volk nicht mehr lange im Zustande der Rohheit. Zu allen Zeiten gieng

die Bildung der Völker von der Geistlichkeit aus, vielleicht meist wider den Willen derselben, und in unsern Tagen floß die Aufklärung großen Theils eben so gut aus dieser Quelle her, als im mittlern Zeitalter die magern wissenschaftlichen Kenntnisse.

Alle diese Umstände kündigten für die Zukunft einen mächtigen, blühenden Staat an. Allein die Bildung eines Volkes geschieht immer nur langsam, und Aufklärung, Gefühl für das Schöne und Gute, feinere Sitten gedeihen nur im glücklichern Genusse der Ruhe zur Vollkommenheit. Leider wurde diese bald unterbrochen. Die innerlichen Kriege waren gedämpft, die auswärtigen Feinde der Sachsen, die Scotten und Britten zur Ruhe gebracht, und andere standen auf.

Von Nordost her kam ein rohes, kriegerisches Volk, in Seeräubereien geübt, zu kühnen Unternehmungen wie geschaffen, und unter dem Namen der Normänner bekannt. Diejenigen, welche seit dem Jahre 787 Engelland beunruhigten, waren eigentlich Dänen. Anfänglich achtete man ihrer wenig; sie kamen, plünderten, und zogen wieder in ihre Heimath zurück, wurden wohl auch manchmal mit beträchtlichem Verlust geschlagen. Aber seit den fünf ersten Regierungsjahren des Königs Egbert wurden ihre wiederholten Einfälle gefährlich. Erst landeten sie auf der Insel Sheppey, steckten die Häuser in Brand, raubten, und mordeten alles nieder, was ihnen widerstehen wollte. Im folgenden Jahre setzten sie an der Mündung der Tyne 15,000 Mann an das Land, und wußten sich nach einem

blutigen Treffen mit solcher Hartnäckigkeit zu behaupten, daß Egbert genöthiget war, die Dunkelheit der Nacht zu seiner Flucht zu benützen. In zweien Jahren erschienen sie aufs Neue in Cornwall, und die Britten machten gemeinschaftliche Sache mit ihnen. Mit vereinigter Macht rückten sie an die Grenze von Devonshire. Auf die Nachricht von ihrer Annäherung zog ihnen Egbert mit einem auserlesenen Heer entgegen, und bei Hengsdowonhill in der Nähe Kellington kam es zwischen beiden zu einem entscheidenden Treffen. Lange kämpften beide mit der äußersten Wuth; aber zuletzt war der Vortheil doch auf der Seite des regelmäßigern Gefechtes. Die in den Künsten des Krieges mehr geübten Engelländer überwältigten ihre Gegner, und schlugen sie aufs Haupt. Wer von den Dänen dem

Schwert entrann, schiffte sich in der größten Geschwindigkeit ein, und eilte zurück in sein Vaterland.

So lange Egbert lebte, hielt seine Tapferkeit und sein Ansehen die Gefahr vor neuen Einbrüchen der Feinde zurück. Aber mit dem Tode dieses muthvollen und zugleich staatsklugen Fürsten, der im Jahre 838 erfolgte, verschwand zugleich die Sicherheit Engellands. In der Person seines Sohnes und Nachfolgers Ethelwolf wohnte Egberts thätiger, wirksamer Geist nicht. Zu stumpf zu allem, was zunächst seine Pflicht war, zur aufrichtigen Sorge für den Staat, überließ er sich dem mönchischen Aberglauben, und verrieth deutlich, daß er zuvor selbst Mönch gewesen war. Dieses war überhaupt bei allem Guten, was Engelland der Einführung der christlichen Religion zu danken hatte,

doch unstreitig eine sehr schädliche Folge, daß die Priester derselben eine gewisse mönchische Denkungsart durch Lehre und Beispiel zur herrschenden machten. Eine übertriebene Neigung zu willkührlichen Uebungen, und eine mystische Frömmelei, die aus falschen Gründen alles Irdische mit Verachtung vernachlässigte, schlich sich dadurch allgemein ein. Durch reiche Geschenke an die Kirchen und Klöster glaubte man alle Verbrechen tilgen zu können. Zu fasten, den Reliquien der Heiligen eine außerordentliche Ehrerbietung zu bezeigen, Wallfahrten an heilige Oerter vorzunehmen, und seine übrigen Tage, fern von den Geschäften der Welt, in den einsamen Mauern eines Klosters zuzubringen, galt für das höchste Verdienst. Männer, und sogar Frauenzimmer von hohem und niedern Stande pilgerten häufig nach Rom,

königliche Prinzen und Könige selbst tra⸗ten aus ihrem Wirkungskreise, und wid⸗meten sich in Klöstern der Trägheit des Mönchslebens. Der kriegerische Geist der Nation erlosch allmählig durch diese Den⸗kungsart, und die bürgerlichen Tugenden geriethen in Abnahme.

Von eben diesen Grundsätzen ange⸗steckt, zeigte Ethelwolf wenig Eigen⸗schaften, welche Wohlfahrt seines Reiches hätten befördern können. Gleich am An⸗fange seiner schwachen Regierung landete eine dänische Flotte von drei und dreißig Segeln zu Southampton. Die Engellän⸗der waren zwar so glücklich, die Feinde mit Aufopferung vielen Blutes endlich zu⸗rückzuschlagen; allein im folgenden Jahr erschienen sie wieder, und ihr natürlicher Troß, der ihnen bei dem Gefühl ihrer Stärke und ihres Müssigganges Streife⸗

reien und Gewaltthätigkeit gleichsam zum Bedürfnisse machte, trieb sie immer wieder von Neuem an Engellands Küsten. Fürchterliche Verheerungen waren jederzeit die traurige Folge ihrer Landungen. Nachdem sie Devonshire und die westlichen Grafschaften geplündert hatten, gelang es ihnen endlich im Jahre 851, oder 852 auf der Insel Thanet festen Fuß zu fassen. Seit dieser Zeit griffen sie immer weiter um sich, und nie konnten sie aus Engelland wieder verdrängt werden. Dieser furchtbare Zustand der Unsicherheit hielt die Einwohner in beständiger Unruhe; die Gefahr foderte stündliche Bereitschaft zur Gegenwehre. Allein anstatt seine ganze Aufmerksamkeit diesem wichtigen Punkte zu widmen, that Ethelwolf im Jahre 855 eine Wallfahrt nach Rom, und verschaffte dadurch noch überdieß innerlichen

Unruhen Gelegenheit zum Ausbruche. Sein Sohn Ethelbald empörte sich gegen ihn, und mit Hülfe einer mächtigen Volksparthei nöthigte er ihn wirklich, nach seiner Zurükkunft das Reich mit ihm zu theilen. Bei dieser widersinnigen Theilung der westsächsischen Macht blieb es auch nach seinem Tode, welcher sich im Jahre 857 ereignete. Ethelbald behielt den westlichen Theil; sein Bruder Ethelbert erbte den östlichen. Doch nach dem Absterben des erstern im Jahre 860 vereinigte letzterer das ganze Reich wieder unter sich.

Die Dänen waren indessen immer weiter gedrungen, und Ethelred, der im Jahre 866 zur Regierung gelangte, mußte zusehen, wie die Feinde einen Bezirk nach dem andern eroberten, und die schönsten Provinzen grausam verwüsteten.

Noch hatte er sein Reich kaum zwei Jahre beherrscht, so war schon ganz Northumberland in ihren Händen. In diesem Reiche ertrug man, wie in Ostangeln und Mercia, die Oberherrschaft der westsächsischen Könige ohnehin sehr ungern, und strebte nach einer günstigen Gelegenheit, sich unabhängig zu machen. Kaum konnten sich diese seit Egberts Zeiten im Besitz ihres Ansehens erhalten; man gehorchte ihren Befehlen nur schlecht, und anstatt ihrem Oberherrn kräftigen Beistand zu leisten, boten diese Provinzen wohl gar den Feinden hülfreiche Hände. Bei einem solchen Mangel an ernstlichem Widerstande fanden es die Dänen leicht, immer weitere Fortschritte zu thun. Nachdem Northumberland zur Dänischen Provinz gemacht war; giengen sie auf das Königreich Mercia los. Hier zwang sie

zwar das westsächsische Heer zum Weichen. Dafür überschwemmten sie aber das Königreich Ostangeln, und eroberten es. Begeistert durch dieses Glück rückten sie hierauf selbst gegen Wessex an, und drangen bis ins Herz dieses Königreiches. Leider befand sich dasselbe in schlechtem Vertheidigungsstande. Die Zahl seiner Truppen war mäßig; der Muth derselben durch die bisher erlittenen Unfälle geschwächt; hingegen die Macht der Feinde augenscheinlich überlegen. Vergebens erwartete Ethelred von den Merciern eine pflichtmäßige Unterstützung; sie liessen ihn ohne Hülfe. Dennoch gelang es ihm, die Dänen zurückzuschlagen. Da sie aber dieses Königreich nicht in ihre Gewalt bringen konnten, wandten sie sich zum zweitenmale nach Mercia, und dieses ganze Land, für sich zu schwach, ihnen zu widerstehen, und

von Ethelred nun gleichfalls ohne Unterstützung gelassen, fiel in ihre Hände.

Drei wichtige Königreiche: Northumberland, Ostangeln und Mercia nebst vielen andern Oertern in den westlichen und südlichen Theilen Engellands waren nun eine Beute dieses stürmischen Volkes. Häuser, Klöster und Kirchen waren in Schutthaufen verwändelt, und rauchten noch von dem Brande, der sie zerstört hatte. Felder lagen unangebaut, Maierhöfe waren verwüstet, Ackerbau, Künste und Gewerbe hatte die beständige Unsicherheit gehemmt. Durch Räubereien und Verheerungen war ein großer Theil des Landes erschöpft; die Zahl der streitbaren Männer hatte das feindliche Schwert vermindert; die Aufrichtigkeit der noch übrigen Provinzen war zweifelhaft, ihr Beistand ungewiß; selbst der lezte Trost

jedes Unglücklichen, die Hoffnung eines bessern Zustandes schien verschwunden zu seyn; als Alfred der Große im Jahre 871 den westsächsischen Thron bestieg: ein Mann von höherm Geist; zu Rom in allen Künsten des Friedens gebildet, zu Hause im Kriege geübt; von Natur unternehmend, tapfer, beharrlich; strenge und unerbittlich in Handhabung der Gerechtigkeit, sanft und lenkbar, wenn Nachgiebigkeit nützlich war, mit einem eben so guten Herzen, als treflichen Verstande geschmückt, durch eigenen Fleiß, die natürliche Folge seines feuerigen Strebens nach höhern Kenntnissen, gelehrt und einsichtsvoll; ein Fürst, der zum Besten des Staates verdient hätte, in ruhigern Zeiten zu leben. Aber auch dieser außerordentliche Mann war mit allen seinen vortreflichen Eigenschaften anfänglich nicht

im Stande, das immer näher hereinbrechende Verderben seines Vaterlandes aufzuhalten. Gleich das erste Treffen, das er den aufs Neue sich ausbreitenden Dänen lieferte, schlug für ihn unglücklich aus. Die Hartnäckigkeit, womit seine Leute, entflammt durch sein Beispiel, fochten, grenzte an die Verzweifelung; dessen ungeachtet erlitten sie eine schreckliche Niederlage. Alfred sammelte zwar den Rest seiner zerstreuten Truppen wieder, und hatte beim zweiten und einigen folgenden Angriffen ein bessers Glück. Aber die Feinde zogen bald aufs Neue im Lande herum, und setzten durch Raub, Mord und Brand alles in Schrecken und Elend. Acht bis neun Treffen, worin sie der König in einem einzigen Jahre schlug, waren nicht vermögend, ihren Versuchen ein Ende zu machen. Neue Schaaren von

Normännern, welche beinahe jährlich herbeykamen, verstärkten immer die Macht derjenigen, die sich schon zuvor in Engelland festgesetzt hatten, und verschaften ihrer Nation das Uebergewicht. Dieß brachte zuletzt die westsächsische Armee und ganze Volk zur Verzweifelung. In der abergläubischen Meinung, Gottes strafende Hand ruhe über ihnen, warfen die Truppen kleinmüthig die Waffen weg, und zerstreuten sich. Einige flüchteten sich in die Gebirge von Wallis, oder auf das feste Land; andere flohen sogar zu ihren eigenen Feinden, tauschten niedrig die Sicherheit ihres Lebens für ihre Freiheit ein. Diese unrühmliche Zaghaftigkeit spielte endlich den Dänen beinahe ganz Engelland in die Hände.

Verlassen beinahe von allen, denen die Vertheidigung des Vaterlands oblag,

aller Mittel beraubt, es zu retten, und überzeugt, daß ein König in dieser unglücklichen Lage nur ein unnützer Zuschauer sei, beschloß Alfred, von der unruhigen Schaubühne abzutreten, und das künftige Schicksal Engellands durch Zeit und Umstände reifen zu lassen. Er leget daher im Jahre 875 alle Zeichen seiner königlichen Würde ab, und hüllet sich in das schlechte Kleid eines Hirten. Alsdann versammelt er die wenigen Getreuen, die er noch übrig hatte, entdecket ihnen seinen Entschluß; bittet sie, das Vaterland nicht zu vergessen, verspricht ihnen, bei der ersten günstigen Gelegenheit wieder bei ihnen zu seyn, und nimmt mit einem zärtlichen Händedruck Abschied von ihnen. Was bei diesem rührenden Auftritt in Innern der Anwesenden vorgieng, läßt sich mehr empfinden, als beschreiben. Die

Merkmale der innigsten Betrübniß zeigten sich in ihren Mienen und Geberden. Der eine stand sprachlos vor Wehmuth da, ein anderer umfaßte seine Knie, und sah mit betrübtem Blicke zu ihm empor. Viele konnten diese traurige Scene nicht aushalten. Ueberwältigt vom Schmerze wandte mancher aus ihnen sein Gesicht weg, und trocknete sich häufige Thränen vom Auge. Aber Alfred riß sich endlich von ihnen los, und begab sich im Stillen auf eine kleine Insel, wo er, ohne daß seine Leute um seinen Aufenthalt wußten, in der schlechten Hütte eines Hirten bei karger Nahrung sich bemühte, durch die tröstenden Töne der Harfe seinen Schwermuth und seinen Kummer zu lindern. Von ihm erhielt die Insel den Namen Athelingen, oder der Insel der Edlen, und noch heut zu Tage heißt sie Athelney.

Seine Ermahnungen rührten die Seinigen um so stärker, da sie die letzten väterlichen Worte eines von ihnen scheidenden Königs waren. Als er sich von ihnen entfernt hatte, zogen sie sich mit ihrem Gefolge, und mit andern, welche, um dem Sclavenjoche zu entkommen, lieber das Aeußerste wagen wollten, in die Wälder und Moräste von Somerset. Hier thaten sie von Zeit zu Zeit herzhafte und glückliche Ausfälle auf einzelne Partheien der Feinde. Der Ruf von den glücklichen Fortgange dieser Unternehmungen zog in kurzer Zeit mehrere ihrer Landsleute herbei. In ganzen Schaaren erwachte der verlorene Muth wieder, und zugleich der patriotische Entschluß, sich und ihr Vaterland gegen räuberische Fremdlinge zu behaupten. Die Zahl derjenigen, die sich mit den übrigen standhaften Männern in den

gedachten Wäldern vereinigten, wuchs bald so stark heran, daß sie ein ansehnliches Heer bildeten.

Unter den würdigen Männern, welche sich mit edler Beharrlichkeit für das Beste des gemeinen Wesens beeiferten, gelang es besonders dem Grafen von Devonshire, einen entscheidenden Streich zu thun. Der dänische Feldherr Hubba hatte eben Wallis verheeret, und belagerte nun auf dem Rückwege das Schloß Kennwith. In dasselbe hatte sich der Graf von Devonshire mit einigen seiner Leute geworfen: ein tapferer, unerschrockener Held, von edlem Patriotismus begeistert, durch seine Geschicklichkeit in Führung der Waffen sowohl, als durch seinen Muth mächtig genug, jeden Feind zu bezwingen, wenn Tapferkeit und Geschicklichkeit allein über Menge und Uebermacht siegen könnten.

Aber das feindliche Heer war zu mächtig; die Zahl seiner eigenen Leute viel zu geringe; Hubba setzte dem Schlosse mit der größten Heftigkeit zu, und der Graf sah mit Bestürzung die Unmöglichkeit ein, sich länger halten zu können. In dieser verzweifelten Lage, da alle Hoffnung verloren schien, und den Seinigen der Muth schon entsank, beredete er sie, einen kühnen, unvermutheten Ausfall zu wagen, und mit dem Schwert in der Hand durch die Feinde sich durchzuhauen, fest entschlossen, lieber zu sterben, als sich feig zu ergeben. Seine Leute billigten diesen Antrag, und der Entschluß ward mit eben so großer Herzhaftigkeit ausgeführt, als genommen. Der Stolz über ihre bisherigen Siege, und die Ueberzeugung von ihrer Ueberlegenheit an Mannschaft wiegte die Dänen in eine täuschende Sicherheit

ein. Als daher die Engelländer plötzlich wie ein Donnerwetter aus dem Schlosse herausstürmten, und alles, was ihnen im Wege stand, niederwarfen: standen jene wie versteinert da; so sehr hatte sie die unerwartete Gewalt überrascht. Eine blutige Niederlage lehrte sie zu spät ihre thörichte Verachtung des Feindes bereuen. Selbst Hubba fiel auf dem Schlachtfelde, und mit ihrer für heilig gehaltenen Fahne Reafan, welche in die Hände der Engelländer gerieth, verloren sie zugleich ihren Muth.

Aber bei den Engelländern richtete dieser glückliche Vorfall auf einmal die gesunkene Hoffnung wieder auf, und ein allgemeiner Enthusiasmus für ihre Freiheit ergoß sich in aller Gemüther. Jetzt glaubte Alfred, es sei Zeit, bei dieser vortheilhaften Stimmung der Nation eine

große Unternehmung zu wagen. Er entdeckte ihnen seinen Aufenthalt, ließ sie ermahnen, gefaßt zu seyn, wenn irgend ein günstiger Augenblick sie zu einem allgemeinen Angriffe rufen würde. Um nicht leichtsinnig einen gefährlichen Schritt zu thun, nahm er selbst das Geschäft auf sich, die Macht, die Stellung und die Absichten des Feindes auszukundschaften. In dem schlechten Anzug eines Hirten, seine Harfe in der Hand, begab er sich ins feindliche Lager, und die reitzende Harmonie seiner Musik öffnete ihm die sonst gefühllosen Herzen der kriegerischen Dänen. Selbst ihr Fürst Guthrum hörte ihm mit Beifall und Bewunderung zu, und behielt ihn einige Tage bei sich. Alfred benützte diese Zuneigung zu ihm, und kundschaftete bey dieser Gelegenheit die ganze kriegerische Lage der Feinde und ihre

Gesinnungen aus. Nachdem er, von allem hinlänglich unterrichtet, wieder in seine Einsamkeit zurückgekehrt war, sandte er Boten an seine Unterthanen, und ließ durch sie ein Aufgebot ihnen bekannt machen, vermöge dessen sie sich zu einer bestimmten Zeit im Selwooder Walde bewaffnet einfinden sollten, um den Feind ohne Verzug anzugreifen.

Im Jahre 878 geschah diese merkwürdige Schlacht, welche dem unglücklichen Zustand Engellands eine andere Wendung gab. Da die Dänen im Vertrauen auf ihre Menge voll von dem stolzen Gedanken waren, daß sie ungeachtet des Unfalles bei Kennwith Meister vom Lande seien: stand wider alles Erwarten plötzlich eine englische Armee gerade vor dem schwächesten Theil ihres Lagers da. Die Verwirrung, welche bei dieser Gelegenheit der

unvermuthete Schrecken unter ihnen veranlaßte, geht über alle Beschreibung. Hier stand ein Haufe betäubt, und gab sich wehrlos dem feindlichen Schwerte Preis; dort eilte ein anderer demselben zur Hülfe herbei, und fand ihn als er herbei kam, schon aufgerieben. In größter Unordnung lief alles durch einander; kein Commando, keine Erinnerung an ihre überlegene Menge konnte sie zur standhaften Vertheidigung bringen. Den Engelländern aber verschaffte diese Verwirrung Raum genug, immer tiefer ins feindliche Lager zu dringen, und sie füllten nach und nach die ganze Gegend mit Leichen an. Die Dänen wurden aufs Haupt geschlagen. Diejenigen, die sich der beinahe allgemeinen Niederlage entrissen, retteten sich in einen festen Platz, der nicht weit vom Schlachtfeld entlegen war. Aber

die Engelländer setzten ihnen mit Erbitterung nach, und zwangen sie in wenigen Tagen, sich zu ergeben. Unter denjenigen, die sich zu diesem demüthigenden Entschlusse bequemen mußten, befand sich auch der dänische Fürst Guthrum. Alfred versprach, ihm Ostangeln und Northumberland einzuräumen, und den Titel eines Königs von Ostangeln zu geben, wenn er die christliche Religion annehmen würde; und Guthrum willigte ein. So bekamen die Dänen doch festen Fuß in Engelland; aber auf eine gesetzmäßige Art, und unter der Oberherrschaft des Königs von Engelland. Diejenigen, welche sich nicht zugleich mit ihrem Fürsten dazu verstanden, zum Christenthum überzugehen, erhielten freien Abzug. Auf diese letztern wirkte jedoch ihr natürlicher Hang zu Streifereien und willkührlichen Angrif-

sen stärker, als die Stimme der Pflicht. In kurzer Zeit sah man sie wieder unter der Anführung ihres Feldherrn Hastings an der Küste von Kent, fest entschlossen, tiefer ins Land einzudringen. Allein Alfred rückte ohne Verzug auf sie los, und der Schrecken, der vor ihm hergieng, jagte die Feinde zurück. Seine Flotte, die ihnen hierauf sechzehn Schiffe zu Grund richtete, trieb sie auch aus dem Hafen von Harwich, und überall, wo sie noch einen Hafen hatten, nöthigte sie seine Ankunft, sich entweder zu ergeben, oder die Flucht zu ergreifen.

Engelland war nun nach einem so vieljährigen Drucke verheerender Kriege, worunter es hoffnungslos geseufzt hatte, endlich von denselben befreit. Alfred der Große hatte dem Staate sein eigenes unabhängiges Daseyn, und seine Ruhe wie-

der verschafft. Jetzt wandte dieser vortrefliche König, dessen erhabener Geist sich weit über die Denkungsart seines Zeitalters wegschwang, seine Aufmerksamkeit auf einen noch edlern Zweck; er faßte den schönen Entschluß, die Menschheit herauszureißen aus ihrem niedrigen Zustande, sie emporzuheben zu einer höhern Stuffe von Cultur, Wohlstand und Glück; ein Unternehmen, das zu selbigen Zeiten außer Carl dem Großen noch keinem Eroberer beifiel, das noch im Plane keines Regenten lag. Eine Menge Städte hatte der wilde Ungestümm des Krieges zerstört. Alfred baute sie wieder auf, und gab ihnen eine schönere Gestalt, als sie zuvor gehabt hatten. In Rücksicht auf eine bessere Bauart gieng er selbst mit seinem Beispiele voran, indem er der erste war, der seine Palläste aus Steinen aufführte; die

übrigen Großen, die sich bisher, wie der König, mit Wohnungen aus Holz begnügt hatten, folgten ihm bald in diesem Stücke. Er betrieb die Erweiterung des Ackerbaues, legte Manufacturen an, unterstützte die Künste, ermunterte manches schlummernde Talent durch Belohnungen, womit er den Künstler beehrte, und stellte den verfallenen Handel wieder her. Die Verbesserung der Schiffarth war das erste, was er sich in dieser Rücksicht angelegen seyn ließ. Der Priester Sighelm, den er absichtlich nach Indien schickte, brachte viele Juwelen und andere kostbare Dinge mit sich zurück, und verschiedene indische und andere ausländische Waaren: Pfeffer, Weihrauch, Seidenzeuge wurden seitdem in Engelland eingeführt. Daß Kunstfleiß und Handel immer mehr Geld ins Land brachten, daß der Nationalreich-

thum stieg, erhellet daraus, daß unter seiner Regierung das Wehrgeld erhöht wurde. Die beständigen kriegerischen Unruhen hatten bisher die Englische Nation in den kläglichen Zustand einer groben Unwissenheit und Barbarei versetzt. Alfred, selbst ein Gelehrter, sah wohl ein, daß der physische Wohlstand einer Nation so lange unvollkommen bleibt, als ihn nicht die Bildung des Verstandes durch Wissenschaften erhöht. Mit rühmlichem Eifer beförderte er daher die Gelehrsamkeit. Er rief die berühmtesten Gelehrten aus verschiedenen Gegenden an seinen Hof, errichtete eine ansehnliche Schule zu Oxfort, und unterrichtete sein Volk bei allen seinen schweren und mannichfaltigen Regierungsgeschäften in einigen frohen Stunden der Musse selbst als Schriftsteller durch verschiedene Werke. Unter andern

Produkten seines Geistes lieferte er auch eine Sammlung von Gesetzen, wovon ein großer Theil freilich schon von seinen Vorfahren herrührte. Auch zeigen sich darin noch unverkennbare Spuren von dem rohen Geist dieses Zeitalters. Um den verderblichen Faustrecht Einhalt zu thun, war darin eben dieses Faustrecht als Mittel erlaubt. Der Beleidigte durfte nach einem dieser Gesetze seinen Beleidiger dreißig Tage in seinem Hause belagern, um ihn zur Genugthuung zu zwingen. Aber manches andere seiner Gesetze trägt sichtbar das Gepräge seines feinern Gefühls für das Wohl der Menschheit. Einer zahlreichen Classe der Menschen, den Sclaven, die man so wenig als Menschen ehrte, daß sie ihre Herrn ungestraft verstümmeln und tödten konnten, wenn sie nur nicht an denselben Tage noch an der

Mißhandlung starben, erleichterte er ihr Schicksal. Er erklärte jeden Sclaven für frei, wenn ihm sein Herr einen Zahn oder ein Auge würde ausgestossen haben. Jeden, den sein Herr als Sclaven gekauft hatte, band sein Gesetz, wenn derselbe sechs Jahre gedient hatte, vom Knechtstande los. Den Sclavenhandel trieben die Sachsen in Engelland bisher so widernatürlich stark, daß ein Vater seine Tochter nach seiner Willkühr verkaufen konnte. Alfred schränkte diese, und viele andere böse Gewohnheiten ein. Sein Eifer, womit er Ungerechtigkeiten und Räubereien zu hindern suchte, oder züchtigte, und seine Strenge, womit er Nachlässigkeiten, oder geflissentliche Vergehen in Verwaltung der Gerechtigkeit bestrafte, waren bisher noch nie gesehene Beispiele. Damit sich ja keine Obrigkeit mit Unwis-

fenheit entschuldigen könne, ließ er dem jungen Adel Unterricht in der Gesetzkunde ertheilen. Die Grafschaften Engellands theilte er in Hunderte, diese in Zehntel ein; ein meisterhafter Kunstgriff, die Nation durch sich selbst zu bewachen; einer ward dadurch der Aufseher des andern, einer mußte für des andern Aufführung Bürge stehen; wer in keinem Zehntel eingeschrieben war, wurde als ein liederlicher Herumschwärmer behandelt. Nach diesen Eintheilungen waren auch die Gerichte bestellet. Jeder Grafschaft gab er einen Shirereeve, oder, wie man in der Folge schrieb, Sherif, der in dem Grafschaftsgerichte mit dem Bischof und mit dem Aldermann den Vorsitz hatte. Durch solche kluge Anstalten stellte der König im ganzen Lande eine so ungewöhnliche Ordnung und Sicherheit her, daß er, wie

einige Geschichtschreiber berichten, an öf- fentlichen Straßen goldene Armbänder an die Bäume hängen konnte, und jedermann ohne Versuchung, sie zu entwenden, unter selbigen weggieng; ein schöner Beweis, wie sehr sich unter der Leitung dieses weisen Aufklärers der moralische Charakter seiner Nation gebessert habe.

Eine so beglückende Verfassung verdiente eine ewige Dauer, und rechtfertigte die Hoffnung an ein immer stärkers Wachsthum aller Arten von Cultur, wofern nicht in der Zukunft innere Zwietracht, oder auswärtige Gewalt selbiges stören würden. Doch dem erstern Uebel, der Eifersucht, oder Mißhelligkeit zwischen den Engelländern, und den in Engelland wohnenden Dänen suchte Alfred dadurch vorzubeugen, daß er beide Nationen in Ansehung ihrer Rechte und Freiheiten einander gleich-

Bayerische Staatsbibliothek München

setzte. Um die Sicherheit des Landes gegen auswärtige Feinde zu behaupten, errichtete er eine Landmilitz, welche für die Vertheidigung des Vaterlands wachen mußte, verstärkte seine Seemacht, lehrte seine Leute den Seedienst, und hielt beständig eine beträchtliche Kriegsflotte an den Küsten bereit.

Dessen ungeachtet ward die gehoffte Sicherheit öfter als einmal durch neue Einfälle der eidbrüchigen Dänen auf eine kurze Zeit unterbrochen. Der dänische Feldherr Hastings, den der König schon vor einigen Jahren nach seiner treulosen Landung zu Kent bei Rochester, und hierauf am Hafen von Harwich geschlagen hatte, erschien im Jahre 893 wieder zu Kent mit einer ansehnlichen Flotte. Seine Macht und die kriegerische Begeisterung seiner Leute waren so stark, daß es

ihm ungeachtet des tapfern Widerstandes, den ihm Alfred leistete, gelang, sich bei Bamflete festzusetzen, und dieser Gegend zu bemächtigen. Endlich stürzte ein Haufe Bürger aus London, der die gemeinsame Gefahr beherzigte, auf diesen Ort hin, bemeisterte sich desselben, und zwang die Dänen, Engelland zu verlassen. Kein bessers Schicksal hatte ein anderer Haufe Dänen, welcher in der Grafschaft Gloucester sich festzusetzen suchte. Die englischen Truppen umzingelten sie, bis der Hunger sie zu einem verzweifelten Ausfalle zwang. Diejenigen, welche der Hunger, oder bei dem Ausfalle das Schwert der Engelländer nicht aufrieb, flüchteten sich in ihr Vaterland. Diejenigen einheimischen Dänen endlich aus Ostangeln und Northumberland, welche ihre zur Natur gewordene Gewohnheit selbst in ihren

neuen Wohnsitzen zu Freibeutereien verleitete, wurden durch Alfreds siegreiche Waffen bald zur Ruhe gebracht. So lange, als Alfred lebte, liessen sich seitdem in Engelland keine Dänen mehr sehen.

Nie war Engelland seit der Vereinigung der sieben Königreiche so blühend und mächtig gewesen, als in dem gegenwärtigen Zeitpunkte. Kein König hatte seitdem einen Bezirk von so großem Umfange beherrscht, als Alfred. Wallis, dessen Könige ihm gehuldiget hatten, stand unter seiner Oberherrschaft; Ostangeln und Northumberland hatten ihre Könige von ihm erhalten, und hiengen von ihm ab; alle innern und auswärtigen Feinde waren gedemüthiget; Landwirthschaft, Künste, Handel, Reichthum, Wissenschaften und Aufklärung stiegen immer höher. Aber unter den Nachfolgern Alfreds, den

der Tod seinem Vaterlande zu früh, im Jahre 901 entriß, erhielt sich dieser glückliche Zustand der Ruhe nicht. Als sein Sohn Eduard in der königlichen Würde ihm folgte, trat in der Person seines eigenen Vetters Ethelwald ein gefährlicher Mitbuhler auf, und suchte ihn mit den Waffen in der Hand vom Throne zu stürzen. Begierig ergriffen die Dänen in Ostangeln und Northumberland diese scheinbare Gelegenheit, sich unabhängig zu machen, und schlossen sich an Ethelwald an. Ein fürchterlicher Krieg erhob sich. Dem ehrgeitzigen Anmasser raubte zwar ein unglückliches Treffen im Jahre 905 das Leben; doch die Dänen behielten Herz und Hände bewaffnet. Ihr Beispiel lockte auch einen beträchtlichen Schwarm ihrer auswärtigen Landsleute herbei, welche unter ihrem Anführer Turkethill

in Engelland einfielen. Aber eben diese Empörung der Dänen setzte den König in den Stand, seine Macht noch mehr zu befestigen. Nach mehrern entscheidenden Siegen über sie breitete er seine Herrschaft in ganz Ostangeln und Northumberland aus. Auch die Einwohner von Wallis und Cumberland, die mit den Feinden gemeine Sache gemacht hatten, brachte er unter seine Botmäßigkeit. Eduard besaß nicht den erhabenen Geist seines Vaters; aber sein Glück in diesem Kriege und einige seiner Anstalten zogen ihm doch einen großen Ruhm seiner Tapferkeit, und seines guten Willens in Ansehung der weitern Ausbildung seiner Nation zu. Er befestigte mehrere Städte, und erbaute einige Schlösser. Eine damls berühmte Schule, jene zu Cambridge, hatte ihm ihre Entstehung zu danken.

So lange Eduard lebte, hielt die Furcht vor seinem strafenden Arm, welchen die Dänen zu stark gefühlt hatten, sie seitdem in ihren Wohnsitzen zurück. Aber sein Tod, der sich im Jahre 925 ereignete, flößte ihnen wieder neue Zuversicht ein. Sein Nachfolger Athelstan hatte den Dänen in Northumberland einen Fürsten aus ihrem Mittel, Sithrik mit Namen, zum Könige gegeben. Dadurch hatte er geglaubt, sie in ihrer Treue gegen ihn zu bestärken, und, indem er zugleich seine Schwester mit demselben vermählt hatte, durch diese Verwandschaft das Band der gegenseitigen Eintracht desto fester zu knüpfen. Allein Sithrik gieng in kurzer Zeit mit Tod ab, und nun weigerte sich der König von Engelland, die beiden Söhne, welche derselbe in der ersten Ehe erzeugt hatte, im Besitze der

Ländereien ihres Vaters zu lassen. Anlaf, einer dieser Söhne, beschloß daher, sich das mit Gewalt zu verschaffen, was man ihm mit gutem Willen nicht zugestehen wollte. Um seinem Unternehmen durch fremde Unterstützung mehr Nachdruck zu geben, schloß er mit Constantin, dem Könige von Schottland einen Bund, und überzog seinen Gegner mit Krieg.

Schottland, diese waldige, rauhe Gegend im Norden, hatte um diese Zeit eine ganz andere Gestalt, als es in ältern Zeiten gehabt hatte; es bildete schon einen einzigen, ordentlichen Staatskörper. Ehemals hatten verschiedene Völkerstämme, die besonders unter den Namen der Picten und Scoten bekannt waren, einzeln uud unabhängig von einander in diesem Lande gewohnt. Eine lange Reihe von Jahren hatten diese barbarischen Völker, welche

kein Gefühl für Billigkeit und Pflicht, kein Gefühl für ihre eigne Wohlfahrt zur Eintracht bewegen konnte, beständig neben einander in Feindschaft und Kriegen gelebt. Aber um das Jahr 838, zur Zeit, da Ethelwolf den englischen Thron behauptete, änderte sich auf einmal durch eine entscheidende Begebenheit die ganze Lage der Sachen. Einer der scotischen Fürsten, wenn nicht klüger und tapferer, doch wenigst glücklicher, als seine Vorgänger, Kenneth II. richtete unter den Picten eine so blutige und allgemeine Niederlage an, daß man von dieser Zeit an diesen Völkerstamm als gänzlich vertilgt betrachten konnte. Das ganze Land von Adrians Wall an bis an das mitternächtliche Weltmeer brachte er unter seine Herrschaft. Der Name Picten erlosch, deren Rest nach Dänemark und Norwe-

gen floh, und an die Stelle der abgeson=derten kleinern Staaten entstand das Kö=nigreich Schottland.

Mit dem Könige dieses noch jungen Reiches, das sich jedoch in einigen Jahren von Ruhe ziemlich bedeutende Kräfte gesammelt hatte, verband sich nun der Empörer Anlaf gegen Athelstan. Aber der König besiegte seinen Feind An=laf mit seinen Dänen, und zwang den schottischen König, in dessen Land er mit verwüstender Hand drang, ihm Abbitte zu thun. Die Rachsucht über diesen Vor=fall reitzte zwar den König Constantin noch einmal zu feindlichen Unternehmun=gen, und die Eifersucht über Athel=stans sich immer vergrößernde Macht vereinigte einige Fürsten von Wallis mit ihm. Allein ein blutiges Treffen, worin der König sie schlug, setzte der fernern

Ausführung ihrer Absichten ein Ziel. Die Ruhe, welche nun hergestellt war, benützte er zu nützlichen Anstalten. Auf seine Veranlassung ward die Bibel in seine vaterländische Sprache übersetzt. Wie sehr er den Handel ermunterte, zeiget eines seiner Gesetze, welches einen Kaufmann, wenn er zwo lange Seereisen gethan hatte, zum Rang eines Thanen oder Edelmannes erhob. Auch noch mehr andere seiner Anstalten beweisen, daß der Geist eines großen Mannes, wie Alfred war, sehr oft auch noch in seinen Nachkommen wirket.

Auch die Handlungen seines Nachfolgers Edmund, der im Jahre 941 die Regierung antrat, bezeichnete eben derselbe Geist. Am Anfange derselben verwickelte ihn zwar der unruhige Prinz Anlaf gleichfalls in einen lästigen Krieg. Der

König sah sich genöthiget, ihm den nördlichen Theil von Engelland einzuräumen. Aber ein einheimischer Krieg, der hierauf unvermuthet unter den Dänen selbst in Northumberland ausbrach, setzte ihn glücklich in den Stand, das zum Empfang eines neuen Feindes unvorbereitete, und zu sehr zerrüttete Land zu überfallen, und nebst den beiden dänischen Fürsten, Anlaf und Reginald sich zu unterwerfen. Das aufrührische Volk in Northumberland bat um Gnade, und erbot sich zur Genugthuung für seine Verbrechen. Diese schöne Gelegenheit benützte der kluge König, die rohen Sitten desselben durch die Einführung der christlichen Religion zu mildern; denn um diese Zeit waren die Dänen noch größtentheils Heiden. In Engelland selbst arbeitete er thätig an der Verbesserung des moralischen Charakters

der Nation. Unbändige Raubsucht war bisher der herrschende Zug in demselben. Ueberzengt, daß die bisher gebräuchlichen Geldstrafen zu wenig von diesem Laster abschrecken, führte er zuerst die Todesstrafen ein. Räuber befahl er an den Galgen zu henken.

Als die Dänen sich gegen den König Edmund empört hatten, war auch der König von Cumberland, diesem kleinen brittischen Staate, mit ihnen in Verbindung getreten. Aber jener besiegte auch ihn mit eben demselben Glücke, mit welchem er die Dänen bezwungen hatte. Er nahm ihm das ganze Land weg, und gab es dem schottischen Könige Malcolm. Dieser versprach bei der Huldigung ihm und dem Königreich Engelland ewige Treue. Man hätte glauben sollen, die Pflicht und die natürliche Regung der Erkenntlichkeit

würden ihn künftig als Freund an das Interesse der englischen Könige knüpfen. Allein Habsucht und Ehrgeitz übten so despotisch ihre Herrschaft über ihn aus, daß er Pflicht und Billigkeit vergaß. Als Edred im Jahre 946 den englischen Thron bestieg, vereinigte sich Malcolm durch ein Bündniß mit den unruhigen Dänen in Northumberland, welche noch immer mit ihrem gewohnten rastlosen Eifer nach der Unabhängigkeit strebten. Auch Anlaf trat wieder auf, und nach ihm Erich, den die Dänen an dessen Stelle zu ihrem Fürsten erwählten. Häufig und hartnäckig waren die Ausbrüche ihrer Empörung. Die unbändige Freiheitsliebe dieser Nation, welche nur zu deutlich ähnliche Versuche, und gleiche Gefahr für die Zukunft verkündigte, so lange ein König aus ihrem eigenen Mittel

ihren Ethusiasmus und ihre Zuversicht unterhalten würde, nöthigte zuletzt den König von Engelland, die königliche Würde in Northumberland ganz eingehen zu lassen. Er übertrug seitdem die Regierung nur einem englischen Grafen.

Seit dieser Zeit blieb Engelland an die dreißig Jahre unangefochten von den einheimischen und auswärtigen Dänen. Man hatte ihnen solche Anstalten entgegen gesetzt, daß alle ihre Versuche unwirksam waren. Denn es giebt keine menschliche Macht in der Welt, die nicht durch eine größere Gegenmacht unterdrückt werden kann. Aber anstatt dieser trotzigen Feinde, die mit dem Schwert in der Hand auf Engelland losstürmten, nährte dieser Staat um eben diese Zeit einen weit gefährlichern Feind von anderer Art in

seinem Busen, dessen Einfluß und Uebermacht durch keine Gewalt der Waffen konnte gehemmt werden.

Seitdem das Christenthum in Engelland Eingang gefunden hatte, war allmählig eine ansehnliche Zahl Bisthümer und Klöster daselbst errichtet worden. Anfänglich hatten die Geistlichen nur mäßige Einkünfte aus freiwilligen Geschenken der Gläubigen, aus einigen Zehenden, und andern milden Gaben gezogen. Die geringere Geistlichkeit hatte noch keine ordentlichen Pfründen gehabt; ihr ordentlicher Aufenthalt war ihr bei den Bischöfen angewiesen gewesen, und zur Verwaltung ihres Lehramtes waren sie von einer Gemeinde zur andern herumgereist. Aber in der Länge der Zeit gelang es dem Klerus, den Laien einen entscheidenden Geschmack an abergläubischer Frömmelei, und

selbsterfundenen Andachtsübungen, übertriebene Begriffe von der Würde und Heiligkeit der Priester, von dem Verdienste der Freigebigkeit gegen Geistliche, Kirchen und Klöster einzuflößen. Dadurch wuchsen Reichthum und Ansehen der Klerisei. Jedermann beeiferte sich, auf die vorgezeichnete Art sich Verdienste bei Gott zu sammeln, oder seine Verbrechen abzubüßen. Man machte Stiftungen, Geschenke zum Besten seiner armen Seele, und überhäufte die Kirchen und Geistlichen mit Einkünften. Der geringere Klerus erhielt nun ordentliche Pfarreien, Kanonicate und Beneficien; die Bischöfe wurden Eigenthümer von Land und Leuten. Da den meisten Gütern, die sie sich durch Schenkungen erwarben, die weltliche Gerichtsbarkeit anklebte, so gieng auch diese mit den Gütern auf sie, als auf die Besitzer

hinüber. Auf solche Art wurden sie, wie die weltlichen Besitzer solcher Güter, Stände des Reichs, und bekamen Theil an allen öffentlichen Berathschlagungen. Wie jene besaßen sie jetzt verschiedene Gerechtsamen; eine der wichtigsten, die sie sich zu verschaffen wußten, war die gänzliche Befreiung aller Besitzungen der Geistlichen von Auflagen und Kriegsdiensten. Zudem waren sie damals allein im Besitze der Schreibkunst und aller Gelehrsamkeit selbiger Zeit. Als Männer von größern Einsichten mußten sie daher nothwendig ihren Sitz und ihre Stimme in den Volksversammlungen, in den Gerichten, und im Rath des Königs erhalten, und ihr Ansehen mußte überaus hoch steigen. Unter solchen Umständen war der Klerus bereits so mächtig geworden, daß er sich über alles erheben, sogar die weltliche

Macht in Fesseln halten, und große Unruhen im Staate veranlassen konnte.

Zu diesen für den Staat gefährlichen Fall kam eben um diese Zeit eine Zwistigkeit unter der Geistlichkeit selbst. Neben dem weltlichen Klerus waren seit einiger Zeit auch die Mönche mächtig emporgewachsen. Ihre vornehmste Stütze war gegenwärtig Dunstan, ein Mann, der, selbst ein Mönch, durch die auffallende Strenge seiner Lebensart, durch den Ruf von einer Menge abentheuerlicher Erscheinungen, die er gehabt, von einer Menge seltsamer Wunder, die er gewirkt haben soll, und durch verschiedene andere Kunstgriffe, die gewöhnlich der Ehrgeitz erfindet, das größte Ansehen behauptete. Er verbreitete den Orden des heiligen Benedict in ganz Engelland ungemein stark, und arbeitete mit rastlosem Eifer daran,

die weltlichen Priester aus allen ihren Pfarreien und andern geistlichen Aemtern zu verdrängen, die Mönche in den Besitz derselben zu setzen, und über jene emporzuheben. Zu einem wichtigen Vorwande dieses Bemühens diente ihm die von ihm so genannte Ausgelassenheit der weltlichen Geistlichen, wovon die meisten nach der Gewohnheit dieses Zeitalters im Ehestande lebten. Mit Begeisterung schrie er gegen diese Gewohnheit, und drang auf die gänzliche Aufhebung der Priesterehe. Sehr staatsklug suchte damals der römische Stuhl die Geistlichkeit durch die Einführung des ehelosen Standes von aller Verbindlichkeit gegen die weltliche Macht loszureißen, und eben dadurch das Ansehen derselben unerschütterlich zu befestigen. Es mag nun aus Absicht, oder aus Schwärmerei geschehen seyn; genug, Dunstan beför-

derte nebst den meisten übrigen Mönchen diese Absicht mit aller Thätigkeit.

Dem König Edred hatte die abergläubisch religiöse Denkungsart seines Zeitalters Schwachheit genug eingeflößt, sich von diesem zudringlichen Manne ganz beherrschen zu lassen. In Kirchensachen und in Staatsgeschäften ließ er ihm freie, ungebundene Hand. Was Dunstan unternahm, ward vom Könige gebilliget, was dieser verwarf, vom Könige verworfen. Aber nicht so willfährig und muthlos bezeigte sich dessen Nachfolger Edwy. Sein kriegerischer Geist und seine Stärke der Seele setzten ihn so ziemlich über Vorurtheile und religiöse Zaghaftigkeit weg. Dunstan unterstützte die Mönche, und Edwy gerieth mit denselben in Streit; Dunstan wollte, wie unter der vorigen Regierung, den Meister über den König

spielen, und Edwy fühlte keinen Beruf, den Meister über sich spielen zu lassen. Als endlich der ungestümme Mönch am Vermählungstage des Königs mit Elgive, einer königlichen Prinzessinn von außerordentlicher Schönheit, wüthend in das Zimmer stürzte, wo sich jener eben mit seiner neuen Gemahlinn unterhielt; ihm die bittersten Vorwürfe über seine Verbindung mit einer Frau machte, welche in einem von den geistlichen Gesetzen verbotenen Grade mit ihm verwandt wäre, und ihn endlich mit Gewalt von seiner Gattinn schimpflich wegriß: da brach endlich dem König und allen seinen Räthen über die Unverschämtheit dieses Mönchs die Geduld, und Dunstan erhielt den Auftrag, über diejenigen Summen Geldes, die ihm während der vorigen Regierung waren anvertraut gewesen, Rechen-

schaft abzulegen. Da er dieses dreust verweigerte, ward er aus dem Lande verwiesen. Alle diejenigen Mönche, welche Dunstan zum Nachtheile der weltlichen Priester befördert hatte, verloren ihre Pfründen und Aemter.

Jetzt zeigte der Erfolg, wie gefährlich es sei, sich einem Ansehen, das auf Meinungen beruht, entgegen zu setzen, wenn man es versäumt hat, es gleich in seinem ersten gefährlichen Keim zu ersticken. Die ganze Mönchspartheı schrie und lärmte gegen diese Verfügung, als gegen eine unerhörte Ungerechtigkeit. Gleich als wäre die gräulichste Verfolgung über sie ergangen, lästerte sie den König als den abscheulichsten Unchristen. Das fanatische Volk, welches ohnehin so gern an Verläumdungen ihrer Vorgesetzten und an Empörungen Theil nimmt, schloß sich ohne Be-

denken an sie an. Durch Mönche unter religiösem Vorwande erhitzt, ließ es sich leicht bereden, es gelte die Sache Gottes. Das Mitleid gegen den verwiesenen Mönch vermehrte ohne Schwierigkeit den Ruf seiner Heiligkeit, und eben dadurch die Erbitterung gegen den Unterdrücker desselben. Odo, Erzbischof von Canterbury erklärte als ein eifriger Verfechter der Mönssache, die Ehe des Königs für ungültig, und sprach für den Fall, wenn derselbe seine Gemahlinn nicht entlassen würde, den Bann über ihn aus. Edwy sah sich gezwungen, in sein Begehren zu willigen. Eine Anzahl barbarischer Soldaten drang auf Befehl des Erzbischofs in den königlichen Pallast, und riß die verzweifelnde Gattinn gefühllos aus den Armen ihres unglücklichen Gemahls. Der grausame Diener einer Religion, welche

Liebe und Barmherzigkeit fodert, befahl hierauf, mit einem glühenden Eisen ein Brandmal auf ihr Gesicht zu drücken, und ließ sie ohne Schonung als eine Verbannte nach Ireland bringen. Als nach einiger Zeit das Brandmal verheilt war, und ihre feurige Liebe sie wieder nach Engelland zu ihrem Gemahle trug, ließ der Unmensch sie zum zweitenmahle gefangen nehmen, und unter den schmerzlichsten Verstümmelungen tödten. Doch durch diese Greuelthaten allein war die Rachsucht derjenigen, welche unbescholtene Frömmigkeit heuchelten, noch nicht gesättiget. Die Mönche fuhren fort, über die Gottlosigkeit, mit der man gegen sie verfahren, zu eifern, sie als offenbare Verbrechen gegen Gott zu verschreien, und den Urheber derselben, den König, als einen religionslosen Menschen verhaßt zu machen. Die Gährung unter dem Volke

ward allgemein, und eine fürchterliche Empörung war ihrem Ausbruche nahe. In diesem vortheilhaften Zeitpunkte, da alles zur Ausführung eines entscheidenden Streiches reif war, erschien plötzlich Dunstan, der eigenmächtig den Ort seiner Verbannung verlassen hatte, wieder in Engelland, und stellte sich an die Spitze der Aufrührer. Er gab dadurch einen traurigen Beweis, wie wenig zuweilen mönchische Lebensart und Heiligkeit vor dem Ausbruche der wildesten Leidenschaften bewahren. Die mächtige Parthei der Empörer rief Edgarn, den jüngern Bruder des Königs, einen Knaben von ungefähr dreizehn Jahren zu ihrem König aus, und räumte ihm durch ihre Gewalt in kurzer Zeit den Besitz aller nördlichen Länder Engellands ein. Mit so großer Uebermacht wußte sie ihre Foderungen zu behaupten, daß Edwy

zuletzt sich genöthiget sah, diese ihm abgedrungene Theilung des Reiches als rechtmäßig anzuerkennen.

Edgar, ein kluger Regent, leistete dem Königreiche besonders nach Edwy's Tode (im Jahr 959) da er dasselbe ganz unter seine Herrschaft vereinigte, einige wichtige Dienste. Beständig unterhielt er eine starke Seemacht nebst einem zahlreichen Heer zu Land, und verhinderte dadurch wirksam die feindlichen Einfälle. Ihm hat Engelland die Verminderung der raubsüchtigen Wölfe zu danken. Denn für den Tribut, den ihm die Walliser zuvor an Vieh bezahlen mußten, ließ er sich dreihundert Wolfsköpfe liefern. Auch in Engelland sprach er jeden Verbrecher von der Strafe frei, wenn derselbe in einer festgesetzten Frist eine bestimmte Anzahl Wolfszungen brachte. Uebrigens hielt er

strenge auf Gerechtigkeit, gab scharfe Gesetze gegen die Bestechlichkeit der Richter, reiste in eigener Person im Reiche herum, untersuchte das Betragen derselben, und bestrafte die Uebertreter. Solche Handlungen gaben seiner Regierung einen rühmlichen Glanz. Aber Edgar erinnerte sich zugleich, daß der Despotismus der Geistlichkeit seinen Bruder um einen Theil seiner Länder gebracht, daß eben derselbe ihn auf den Thron erhoben; er suchte daher durch eben jene Macht, die ihm die königliche Würde verschaft hatte, sich auch im Besitze derselben zu erhalten. Eine beinahe übertriebene Gefälligkeit gegen Dunstan und die übrigen Mönche setzte diese wieder in ihren vorigen Wirkungskreis, in ihren vorigen Schimmer. Die Leitung aller Kirchengeschäfte überließ er der Willkühr Dunstans; allen Mön-

chen räumte er jene Pfründen und Klöster wieder ein, woraus sie unter der vorigen Regierung waren vertrieben worden; die Reichthümer der Kirche vermehrte er durch außerordentliche Freigebigkeit.

Dadurch wuchs nun die Macht der Geistlichkeit, oder vielmehr der Mönche wieder so gefährlich, wie ehemals, heran, und nach Edgars Tode im Jahre 975, war sie schon so überwiegend, daß sie zwischen zweenen Mitwerbern um die Krone entscheiden, und dem Staate selbst einen König geben konnten. Als die Großen unschlüßig sich fragten, ob sie seinen natürlichen Sohn Eduard, oder seinen rechtmäßigen Sohn Ethelred, den die Königinn Elfride geboren hatte, als König erkennen sollten: führte Dunstan, ohne auf jene Rücksicht zu nehmen, oder den Erfolg ihrer Berathschlagungen zu er-

warten, Eduarden in die Kirche, und setzte ihm eigenmächtig die königliche Krone auf. Dunstan hoffte vermuthlich den unmündigen König, der erst zwölf Jahre zählte, nach seinen Absichten leiten zu können. Aber demselben raubte eine Weiberintrique, die Rachsucht seiner Stiefmutter Elfride schon nach dreien Jahren, viel zu frühe für Dunstan, das Leben; und unter Ethelred II, dem rechtmäßigen Sohne Edgars, der jenem im Jahre 978 folgte, stürzte die Abneigung der Großen gegen die Mönche, denen sie schon unter der vorigen Regierung Abbruch zu thun angefangen hatten, sie und ihren Anführer Dunstan von ihrer Herrlichkeit herab. Das öffentliche Drangsal des Staates hemmte endlich vollends die Streitigkeiten und ehrgeitzigen Versuche der Mönche.

Schon im Jahre 981 hatten die Dänen ihre feindlichen Besuche in Engelland wieder erneuert. Dieses Königreich befand sich damals in einem traurigen Zustande. Die bisherigen innern Zerrüttungen hatten den Patriotismus geschwächt, die bei einer allgemeinen Gefahr unumgänglich nöthige Eintracht unterbrochen. Ethelred war ein schwacher, unbehülflicher, unschlüßiger Regent. Durch Zaudern ließ er oft die schönsten Vortheile aus den Händen. Die Engelländer nannten ihn den Unbereiteten, weil er meist die nöthigsten Anstalten zur Gegenwehre versäumte. Diese Schwäche lockte die Dänen im Jahre 994 aufs Neue, und seit dieser Zeit öfter nach Engelland. Ihre Anführer waren Sveno, König von Dännemark, und Olav Trygväson, königlicher Prinz von Norwegen. Gleich

nach der ersten Landung im Jahre 994 erlitten die Engelländer eine blutige Niederlage. Kühn drangen die Dänen ins Innere des Königreichs, und breiteten überall, wo sie durchzogen, durch Mord und Brand Schrecken und Elend aus. Der Erzbischof von Canterbury hatte den König von Engelland schon zuvor, zu dem unglücklichen Entschluß verleitet, die Habsucht der Dänen durch Auszahlung einer Summe Geldes, wodurch er Ruhe von ihnen zu erhalten hoffte, zu neuen Einfällen und Erpressungen zu reitzen; eine Handlung, welche seitdem die Einführung einer beständigen Steuer in Engelland unter dem Namen des Danegeldes nach sich zog. Das Unglück des Staates, und seine Ohnmacht und Verlegenheit führten ihn jetzt neuerdings in die Versuchung, seine Zuflucht zu diesem unzweckmäßigen

Mittel zu nehmen. Nach einigen Unterhandlungen zahlte man ihnen in ihrem Hauptquartier zu Southampton nebst dem Danegeld sechzehntausend Pfund Sterling aus, und so zogen sie aus dem Land ab. Mit Recht betrachteten sie diese schimpfliche Entrichtung eines Tributs als ein demüthigendes Geständniß der Schwäche des Königs; ein mächtiger Sporn für eine raubsüchtige, kriegerische Nation zu neuen Versuchen! Kaum waren daher vier Jahre nach ihrer vorigen Landung verstrichen, so zeigte sich Sveno schon wieder an den englischen Küsten, und foderte noch größere Summen. Die Muthlosigkeit des englischen Heeres, das die vielen Unfälle niedergedrückt hatten, und die Verräthereien einiger von ihren Anführern, verbunden mit der Unbehülflichkeit des Königs erstickten gänzlich alle Hoffnung, die Ober-

hand über den Feind zu erhalten. Man bezahlte den Dänen, um ihrer los zu werden, noch einmal fünf und zwanzig tausend Pfund Sterling.

Doch stärker und gefährlicher, als je eine ihrer Landungen, war jene vom Jahre 1003. Es war dießmal nicht bloß Raubgierde, was sie nach Engelland trieb; es war bittere Rachsucht. Die in Engelland einheimischen Dänen hatten seit einiger Zeit durch Uebermuth und verschiedene Ausschweifungen den Unwillen der Engelländer gegen sich gereitzt. Das Gefühl ihrer Ueberlegenheit gegen eine Nation, die sich gezwungen fand, ihnen festen Fuß in ihrem Lande zu lassen, mag sie vielleicht nebst andern Ursachen auch zu einem übermüthigen Betragen verleitet haben. Aber vermuthlich hat auch der Nationalhaß eines Volkes, welches sie als einge-

drungene Fremdlinge, als ungerechte Räuber fremden Eigenthums betrachtete, ihre Fehler vergrößert. So viel aber ist zufolge der Uebereinstimmung aller gleichzeitigen Nachrichten gewiß, daß einige aus ihnen Frauen und Töchter der Engelländer verführt, Familien entehrt, und — was dem Königreich das meiste Unheil herbeizog, daß einige von denjenigen, welche bei dem englischen Heere dienten, die Eroberungen und Siege ihrer von außen hereinbrechenden Landsleute durch schändliche Verräthereien befördert hatten. Die Erbitterung der Engelländer über so treulose Gefährten stieg gleichsam mit jedem Tage, der Wunsch, so verhaßter Menschen loszuwerden, ward täglich heißer. Ein geschickter, staatskluger Regent hätte vielleicht die gerechten Beschwerden durch Mäßigung und gelinde Maaßregeln geho-

ben. Aber Ethelred war blödsinnig genug, eine geheime große Verschwörung gegen die englischen Dänen, wo nicht aus eigenem Kopf anzuspinnen, doch wenigst durch seine Einwilligung zu begünstigen. Die Verabredung ward in aller Stille getroffen, und am 13ten November 1002, da die Dänen nicht die geringste Gefahr vermutheten, fielen die Engelländer plötzlich über sie her, und ermordeten eine sehr beträchtliche Anzahl derselben.

Diese meuchelmörderische Handlung vollendete das Unglück des Königreiches. Von einer unauslöschlichen Rachsucht entflammt, kam Sveno mit einer fürchterlichen Flotte an der westlichen Küste an, drang unter einem entsetzlichen Niedermetzeln aller derjenigen, die ihm aufstießen, unterstützt durch die Verräthereien Afriks und Edriks, zweener aufeinander fol-

genden Statthalter von Mercia; mit unaufhaltbarer Raserei fort, und eroberte in dem kurzen Zeitraume von zehn Jahren ganz Engelland bis auf London. Der ohnmächtige König Ethelred sah sich genöthiget, die Flucht zu ergreifen, und hierauf ergab sich auch diese Stadt.

Der bald darauf erfolgte Tod des Königs von Dänemark im Jahre 1014 änderte Engellands unglückliches Schicksal nicht. Ethelred kam zwar auf Einladung der Seinigen nach London zurück. Aber die Dänen, die im Lande die Oberhand hatten, riefen Sveno's jüngern Sohn Knut oder Kanut herbei, dem auch sein Vater vor seinem Tode Engelland zum Erbtheile bestimmt hatte. Dieser Fremdling folget der Einladung, und erobert im Jahre 1016 einen großen Theil Engellands. Edmund die Eisen-

seite, Sohn und Nachfolger *Ethelreds*, der noch in eben demselben Jahre starb, that ihm zwar einen tapfern und hartnäckigen Widerstand; sah sich aber endlich doch genöthiget, nach einem Vergleiche das Reich mit ihm zu theilen. Er mußte sich .. . dem südlichen Theile desselben begnügen. Doch bald darauf im Jahre 1017 wird *Edmund* durch zween seiner Höflinge schändlich ermordet; sogleich giebt *Kanut* fälschlich vor, vermöge des Vergleiches mit dem Verstorbenen gebühre ihm die Nachfolge in den Ländern desselben; durch eine offenbare Ungerechtigkeit schließet er die zween minderjährigen Söhne desselben *Edmund* und *Eduard* von ihrer väterlichen Erbschaft aus, und masset sich die Herrschaft über ganz Engelland an. Die zween Prinzen werden auf seinen Befehl zu seinem Bundsgenossen,

dem Könige von Schweden gebracht, mit dem schändlichen Ansinnen, sie ermorden zu lassen; dieser kann aber eine so grausame That seinem Gefühle der Menschlichkeit nicht abgewinnen, und er schicket sie nach Ungarn. Einen andern Prinzen der königlichen Familie, Edwy, Ethelreds Sohn, läßt Kanut selbst hinrichten; endlich erfahren auch viele Großen die Wirkung jener Furcht, welche den ungerechten Anmaßer und Tyran gewöhnlich verfolget. Auf seinen Befehl werden sie theils ermordet, theis aus dem Reiche vertrieben. So suchte der Despote im Besitze des südlichen Engellands, wozu er durch ungerecht vergossenes Blut gelangt war, auch durch Blut sich zu erhalten.

Doch alle diese grausamen Anstalten konnten nicht bewirken, daß nicht für ihn noch immer Unsicherheit und Gefahr von

einer andern Seite her übrig blieben. In der Normandie lebten noch Alfred und Eduard, zween Brüder des ermordeten Königs Edmund, Söhne des Königs Ethelred II und der Königinn Emma. Beide glaubten mit Recht, einen gründlichern Anspruch auf das Reich zu haben, als der Ausländer Kanut, und giengen daher mit einer ansehnlichen Flotte in die See, um dasselbe zu erobern. Die Verlegenheit, in welche der unrechtmäßige Besitzer durch diese Anstalt gestürzt wurde, war nicht geringe. Ein Unglücksfall, welcher die Flottte betraf, vereitelte zwar die kriegerische Absicht der Prinzen. Allein ihr Vetter, Richard, Herzog von der Normandie, war mächtig genug, die Unternehmung erneuern zu können, und schien entschlossen genug, es wirklich zu thun. In der Geschwindigkeit nahm also Ka-

nur zur Politik seine Zuflucht. Er begehrte Emma, die Mutter der Prinzen zur Ehe, erhielt sie, und söhnte sich dadurch mit ihrem Vetter Richard aus. Auf solche Art stellte er seine Besitzungen sicher.

Diese Heirath bewirkte in ihm zum Vortheile des ganzen Reiches eine große Veränderung. Zuvor hatten alle seine Handlungen eine grausame Gemüthsart verrathen. Er hatte jeden, der ihm verdächtig schien, seiner Leidenschaft oder seinem Vortheile aufgeopfert, und von dem Volke ungeheuere Geldsummen erpresset. Jetzt gewann Emma, wiewohl älter, als er, sein ganzes Herz, und es gelang ihren weiblichen Künsten, seinen wilden Charakter herabzustimmen. Er ward ein gütiger Regent, beförderte Religion und Wissenschaften, und vergrößerte die Wohlfahrt seiner Nation durch gute Gesetze.

Mächtig genug, sich gegen jeden Angriff auswärtiger Feinde zu schützen, (denn er war zugleich König von Dänemark, vereinigte Norwegen mit diesem Reiche, indem er den König Olaus aus demselben vertrieb, und nöthigte in der Folge auch den schottischen König Malcolm, sein Reich für sich und seine Erben dem englischen zinsbar zu machen) wußte er durch kluge Maaßregeln auch die Wirkungen des Nationalhasses im Innern zu hemmen, und allen Stoff zum Mißvergnügen und zur Zwietracht zwischen den Engelländern und Dänen zu entfernen. Weislich hob er allen Unterschied zwischen Dänen und Engelländern auf, und gewährte beiden den Genuß gleicher Vorrechte und gleichen Schutzes. Durch die Wiederherstellung der sächsischen Gewohnheiten erwarb er sich besonders die Zuneigung des Volkes. Durch diese

und andere Kunstgriffe befestigte er seine Herrschaft in Engelland.

Aber dennoch war die Anhänglichkeit der Engelländer an seine Familie nicht so fest gegründet, daß nicht nach seinem Tode gefährliche Streitigkeiten hätten ausbrechen sollen. In einem Vertrage mit Richard, Herzoge der Normandie hatte Kanut versprochen, daß nach seinem Tode Hardeknut, sein Sohn zwoter Ehe mit Emma, das Königreich Engelland erben sollte. Allein er mochte vielleicht diesem noch jungen Prinzen zu wenig Ansehen und Fähigkeit zugetraut haben, die Regierung eines nur erst vor Kurzem bezwungenen Volkes zu übernehmen, auf dessen standhafte Treue man sich noch nicht verlassen konnte. In seinem Testament ernannte er daher Harold den Hasenfuß, den er außer der Ehe erzeugt hatte,

zu seinem Nachfolger in Engelland; Hardeknut erhielt Dänemark, Sweyn, sein ältester Sohn aus der ersten Ehe, Norwegen. Harold befand sich damals eben in Engelland, und bemächtigte sich sogleich des von seinem Vater hinterlassenen Schatzes. Dieses Geld und die Zuneigung der Dänen gaben seinen Absichten den gewöhnlichen Nachdruck. In demjenigen Theile Engellands, wo letztere die Oberhand hatten, im nördlichen, ward er ohne Bedenken als König erkannt. Aber nicht so dachten die Einwohner des südlichen Theiles, oder die Engelländer überhaupt. Harolden betrachteten sie als einen Fremdling, der im Grund auf ihr Reich keinen rechtmäßigen Anspruch habe. Hardeknut hingegen war noch ein Abkömmling ihrer alten königlichen Familie; er war von der Wittwe eines angelsächsischen

Königs, und überdieß in Engelland selbst geboren; es lag ihnen daran, einen König aus ihrem Mittel zu haben. Ganz Wessex erklärte sich daher für Hardeknut, und rief ihn zum König aus. Jedermann sah nun mit Wahrscheinlichkeit dem Ausbruch eines fürchterlichen Krieges entgegen. Doch die Großen des Reiches, vermittelten noch einen Vergleich zwischen den beiden Nebenbuhlern. Vermöge desselben blieb es bei der Theilung des Reiches, und es wurde zugleich ausgemacht, daß Emma, des noch zur Zeit abwesenden Hardeknuts Mutter, in seinem Antheile bis zu seiner Ankunft die Regierung führen sollte. Aber Emma hatte noch zween Söhne aus ihrer ersten Ehe, Alfred und Eduard, Abkömmlinge der alten sächsischen Könige; diese lagen ihr näher am Herzen, als Hardeknut,

und sie entwarf einen geheimen Plan, diese beiden Lieblinge auf den englischen Thron zu setzen. Harold merkte die gefährliche List, ließ Alfreden auf dem Wege nach London überfallen, und ihm die Augen ausstechen; Emma und Eduard flohen auf diese Nachricht auf das feste Land, und Harold bekam bei dieser Gelegenheit ganz Engelland in seine Hände. Doch sein früher Tod im Jahre 1039 verschaffte endlich seinem Bruder Hardeknut den Besitz des Königreiches, dessen Geißel er durch Gelderpressungen, und durch unerhörte Rachgierde und Grausamkeit wurde. Man frohlockte laut, als ihm ein unmäßiger Genuß der Speisen im Jahre 1041 das Leben raubte.

Vier und zwanzig Jahre hatte bereits die dänische Herrschaft in Engelland unter

Königen gedauert. Jetzt bekam das Reich wieder einen Sprossen aus dem angelsächsischen Königsstamme zum Beherrscher, den Sohn Ethelreds II und der Emma; Eduard, der in der Folge den Namen des Bekenners erhielt. Eigentlich hätte dem Sohne seines ältern Bruders Edmunds der Eisenseite, dem Prinzen Eduard die Thronfolge gebührt. Aber zum Unglücke lebte dieser Prinz weit entfernt von seinem väterlichen Reiche, in Ungarn. Eduard hingegen befand sich durch ein glückliches Ungefähr eben in Engelland. Die Eindrücke seiner persönlichen Gegenwart schwächten bei den Engelländern die Sehnsucht nach dem entferntern Prinzen, und mit Hülfe Godwins, jenes mächtigen Herzogen von Wessex, und Grafen von Kent und Sussex, den der Eigennutz ihm zum Freunde machte,

ward er allgemein als König in Engelland angenommen.

Voll Entzücken über das Glück, ihre alte königliche Geschlechtsfolge in diesem Fürsten wieder hergestellt zu sehen, und von einem aufs Neue erwachenden Nationalstolz entflammt, der so gern in Uebermuth ausartet, waren sie schon im Begriffe, an den im Königreich ansässigen Dänen ihre Rache durch gewaltthätige Handlungen auszuüben. Allein Eduards kluge Politik, geleitet durch ein sanftes, gutes Herz, erstickte den Ausbruch in seiner Geburt. Anstatt durch Zulassung feindseliger Gewaltthätigkeiten Verwirrung und innerliche Kriege im Reiche zu erwecken, arbeitete er vielmehr mit desto größerm Eifer an der Vollendung eines schon von einigen seiner Vorfahren angefangenen Geschäftes, beide Nationen in eine einzige

zusammenzuschmelzen; und es gelang ihm so gut, daß man in kurzer Zeit zwischen beiden Völkern keinen Unterschied mehr bemerkte. Dänische Schlösser sah man noch an ihren erhabenen Plätzen, und die Familien der Dänen führten dänische Namen; aber Sprache, Gesetze und Sitten hatten beide Nationen miteinander gemein. Diese glückliche Ruhe, das Kind der goldenen Eintracht, war eine Wohlthat für die Unterthanen, und ein gültiger Stoff zur Zufriedenheit mit seiner Regierung. Selbst sein Widerruf der Schenkungen seiner Nachfolger, wozu ihn die Dürftigkeit nöthigte, empörte nicht einmal die mächtigen Dänen, die er am meisten traf. Aber zween politische Fehler, die er begieng, raubten ihm zuletzt doch Ruhe und Sicherheit. Vermöge eines Vertrages mit dem mächtigen Herzoge

Godwin, der ihm auf den Thron geholfen, hatte sich Eduard mit der Tochter desselben, Editha vermählt, und seit der Trauung pflog er keinen ehelichen Umgang mit ihr. Diese Zurücksetzung fiel dem Vater dieser Dame, als die größte Beleidigung, tief durch die Seele. Sein zweiter Fehler, welcher für ihn unangenehme Folgen hervorbrachte, war seine allzugroße Vorliebe zu den Bewohnern der Normandie. Durch einen langen Aufenthalt in diesem Lande an den Umgang mit ihnen gewöhnt, von ihren Gesetzen, Gebräuchen und Sitten gefesselt, zog er eine Menge dieser Fremdlinge nach Engelland, überhäufte sie mit Ehrenstellen und Reichthümern, und zog sich dadurch das Mißvergnügen vieler Eingebornen zu, die sich auf eine kränkende Art zurückgesetzt sahen. Dieser Umstand gab dem

Herzoge Godwin, der sich seiner Tochter wegen empfindlich beleidiget fand, und nebstdem wahrscheinlich seine ohnehin schon zu große Macht noch mehr zu vergrößern suchte, einen erwünschten Vorwand zur offenbaren Empörung.

Der Adel in Engelland war um diese Zeit mächtig genug, um auch dem entschlossensten der Könige gefährlich zu werden. Seitdem die Sachsen Brittannien erobert, und der damaligen allgemeinen Gewohnheit zu Folge diese Eroberung stückweise unter sich getheilt hatten, war daraus bald eine Art von Lehenverfassung entstanden. Gleichwie schon damals die Bezirke Landes nicht in gleichen Stücken vertheilt wurden, sondern diejenigen, welche gleichsam als Oberste oder Hauptleute die Befehle des gemeinschaftlichen Anführers im Kriege zunächst ausführen halfen,

mehr Landes, als die übrigen zu ihrem Antheil erhielten; so verschaffte ihnen schon dieser Unterschied an Reichthum eine Ueberlegenheit über ihre weniger begüterten Nachbarn. Durch Kauf, Erbschaften und andere Mittel vergrößerten sie nach und nach die Zahl ihrer Besitzungen und die Könige selbst trugen das meiste bei, sie noch zu vermehren. Um so viele Menschen als möglich von sich abhängig, und zu Stützen ihrer Macht zu machen, gaben sie ihnen allmählig aus dem großen Vorrath ihrer eigenen Ländereien ansehnliche Stücke zu Lehen; dafür sollten ihnen dieselben jederzeit im Kriege beistehen, und ihre Sache vertheidigen helfen. Auch bekamen sie mit allen ansehnlichen Richterstellen und Hofämtern die Ausübung der ganzen öffentlichen Macht in ihre Hände. Sie hatten, wie

die Könige, ihren Antheil an den Geldstrafen, übten mit Bewilligung derselben das Münzrecht aus, und waren beinahe selbst Könige in ihren Bezirken. Denn die Gefahr der damaligen kriegerischen Zeiten verleitete viele freie Besitzer eigenthümlicher Güter, daß sie, um bei den mächtigern Grafen Schutz und Hülfe in der Noth zu finden, ihnen dieselben als Lehen auftrugen, und auf diese Art ihre Thanen, oder Vasallen wurden. Wie mit den königlichen und andern Lehen, und mit den eigenthümlichen Gütern, die sich die Grafen auf verschiedene Art erwarben, ihr Reichthum, mit den hohen Aemtern und Würden ihr Ansehen, so wuchs auch mit dem zahlreichen Gefolge von Thanen ihre Macht. Sie hatten nun schon ihren eigenen Fiscus, ließen Aufgebote an ihre Vasallen ergehen; und spielten so die

Rolle beinahe ganz unabhängiger Herrn, ohne daß jemand sie daran zu hindern im Stande war, oder nur wagte. Nichts fehlte noch zu ihrer vollkommenen Größe, als daß sie eine Zeit lang ihre Länder und Würden, als Kronbeamte der Könige, nicht auf ihre Söhne vererben konnten. Doch bald arbeiteten sie sich auch auf diesen Punkt der gänzlichen Unabhängigkeit hin. Die meistenmale waren die Söhne mit Bewilligung des Königs ihrem Vater in seinem Lehen gefolgt. Dieß ward nach und nach zur Gewohnheit, und aus der Gewohnheit leitete man ein Recht her. Seitdem die Macht dieser Großen immer höher gestiegen, wagte es ein König selten mehr, dem Sohne den Besitz eines Landes, oder einer Würde, die der Vater desselben von der Krone zu Lehen gehabt hatte, zu versagen. Mancher war mäch-

tig und entschlossen genug, sich im Besitze derselben mit den Waffen in der Hand zu behaupten. So wurden die Lehen allgemach erblich, und die Besitzer derselben förmliche unabhängige Landesherrn, fürchterlich durch ihren Muth, womit sie die königliche Gewalt in öffentlichen Angelegenheiten einschränkten, gefährlich durch ihre Macht, die bereits das Uebergewicht über die Macht der Könige hatte.

In dieser bedenklichen Lage in Hinsicht auf den mächtigen Adel lebten um diese Zeit die Könige von Engelland, als Godwin, damals der mächtigste im ganzen Königreiche, das Haupt des englischen Adels, ein ehrgeiziger, kühner, rachgieriger Mann, als Gegner des Königs Eduard auftrat. Erst legte er demselben seine Beschwerden über die allzugroße Begünstigung der Normannen

vor; und da dieselben wenig fruchteten, fand er bald Gelegenheit, sich öffentlich zu empören. Zwischen den Engelländern und den Leuten des Grafen Eustach von Boulogne, der sich damals in Engelland befand, waren zu Dover blutige Händel entstanden, in welchen viele von beiden Theilen das Leben verloren hatten. Beleidigt durch diese Gewaltthätigkeiten, klagte der Graf bei dem Könige und verlangte Genugthuung. Eduard befahl unverzüglich dem Herzoge Godwin, dahin abzugehen, und die Thäter zu bestrafen. Allein der Herzog, der durch die Schonung des Volkes die Gunst desselben zu gewinnen, und eben dadurch seine Parthei zu verstärken hoffet, vollzieht den königlichen Befehl nicht. Vielmehr zieht er unter dem Vorwande, es seien einige Unruhen an der Grenze von Wallis zu stillen,

ein ansehnliches Heer an sich, und ist entschlossen, den unvorbereiteten König anzugreifen. Doch Eduard fand Mittel in seiner Politik, die Gefahr zu entfernen. Durch Unterhandlungen hielt er den Herzog so lange hin, bis er eine noch größere Macht zusammengebracht hatte, und jener es nicht mehr wagen durfte, sich mit ihm einzulassen. Bestürzt floh Godwin nach Flandern. Aber voreilig entläßt jetzt der König sein Heer, und der Herzog, der dieses erfährt, kömmt, unterstützt durch eine Flotte Balduins, Grafen von Flandern, wieder zurück, bekömmt in kurzer Zeit einen zahlreichen Anhang, und erscheinet vor London, wo alles in Schrecken und Bestürzung geräth. Auf Vermittelung einiger Großen steht er zwar von fernern Unternehmungen ab, und verspricht, seines künftigen Betragens we-

gen Geißeln zu geben; doch muß auch der König alle seine ausländischen Diener ohne Widerrede entlassen.

Doch benahm weder dieser Vertrag, noch Godwins Tod, der bald darauf erfolgte, dem König eine gerechte Furcht vor dem Hause desselben. Godwins Sohn, Harold war besonders und nicht ohne Grund der Gegenstand seines Mißtrauens. Mit der Herrschaft über ganz Essex, Wessex, Sussex und Kent, und mit unermeßlichen Reichthümern hatte derselbe auch seines Vaters Ehrgeiz und unternehmenden Geist geerbt. Mit diesen Eigenschaften vereinigte er noch andere, die noch stärker zu seinem Vortheile wirkten, Muth, Verstand, Ueberlegung, ein gefälliges, einschmeichelndes Wesen. Dadurch gewann er sich die unbedingte Liebe des Volkes. Die noch immer feindlich gesinn-

ten Bewohner von Wallis hatten um diese Zeit neuerdings den Frieden mit den Engelländern gebrochen. Harold gieng auf sie los, und nöthigte sie nach mehrern entscheidenden Siegen, der Krone Engelland Tribut zu bezahlen. Durch sein Uebergewicht hatte er bereits den Herzog von Mercia, Algarn, der seiner zu sehr um sich greifenden Macht als ein Damm entgegengesetzt war, von seinem Posten verdrängt, und seinen Sohn Eduard an dessen Stelle gesetzt. Seinen Bruder Tosti hatte er mit Zurücksetzung manches andern zum Herzoge von Northumberland zu erheben gewußt. Als diesen die Empörung seiner Unterthanen über den Mißbrauch seiner Gewalt aus der Provinz vertrieb, und Harold vom Könige den Auftrag erhielt, die Aufrührer zu bestrafen, und den Herzog wieder einzusetzen;

schonte er der Einwohner, da sie ihn von der Rechtmäßigkeit ihrer Beschwerden überzeugten, bewirkte ihnen die Vergebung vom Könige, und bestätigte den Statthalter, den sie sich an die Stelle seines Bruders selbst gegeben hatten. Dadurch ward er nun vollends der Abgott des Volkes. Nicht ohne Grund hegte der König von diesem mächtigen, allgemein angebeteten Großen den schmerzlichen Verdacht, er strebe nach der englischen Krone. Im Publikum erscholl der Ausspruch bereits laut, niemand sei würdiger, Eduards Nachfolger zu seyn, als Harold. Mitten in diesem Zustande einer peinigenden Verlegenheit starb Eduard im Jahre 1066, und Harold setzte sich wirklich auf den Thron. Das nächste Recht zu demselben hatte unstreitig Edgar Atheling, ein Sohn von dem Neffen des ver-

storbenen Königs. Aber Harolden unterstützte die Gunst der Geistlichkeit, und die Liebe des Volkes; und Edgar, dem ohnehin Jugend und Schwachsinn alles Vertrauen raubten, mußte sich mit der Würde eines Grafen von Oxford begnügen.

Kaum hatte jener die Regierung angetreten, als zween Nebenbuhler gegen ihn auftraten, welche ihm seine Königswürde mit den Waffen in der Hand streitig machten. Sein Bruder Tosti konnte es ihm nicht vergessen, daß Harold seine Wiedereinsetzung in das Herzogthum Northumberland, woraus er war vertrieben worden, absichtlich unterlassen habe. Er war seitdem auf dem festen Lande von einem Fürsten zum andern herumgewandert, hatte ihn überall als den ungerechtesten Anmaßer und Tyrann geschildert, und alles

in Bewegung gesetzt, um ein Bündniß gegen ihn zu bewirken. Wirklich gelang es ihm, den Grafen von Flandern auf seine Seite zu bringen. Mit einer beträchtlichen Flotte, die ihm dieser überließ, landete er auf der Insel Weight, und machte die ganze Küste derselben Gegend zu einem Schauplatze des Raubes und der Verheerung. Eine Niederlage, die ihm Morcar, der an seine Stelle ernannte Statthalter von Northumberland beibrachte, reizte seine Erbitterung nur noch mehr, und brachte in ihm vielmehr das Bestreben hervor, sich durch einen neuen Beistand noch mehr zu verstärken. Harold Sigurdsen, König von Norwegen, eilte mit einer Flotte von 200 Segeln, und beinahe 500 kleinen Fahrzeugen herbei, um das Königreich, worauf er eigene Ansprüche machte, gemeinschaftlich mit

ihm zu erobern, und ihm alsdann die Hälfte desselben zu Lehen zu geben. Unaufhaltbar drang diese überlegene Macht ungeachtet des tapfern Widerstandes, den ihr die Grafen von Mercia und Northumberland thaten, in das Land ein, und brachte York und die umliegende Gegend in ihre Gewalt. Jetzt erreichte sie aber der König von Engelland mit einer zahlreichen Mannschaft, die er indessen zusammengebracht hatte, bei Standfort, und es kam zu einem entscheidenden Treffen. Die Engelländer stritten, wie Löwen, die Norweger gaben ihnen nichts nach; wüthend drangen jene in die feindlichen Haufen ein, harnäckig schlugen diese die feindlichen Angriffe ab. Jetzt riß aber die Hitze die Dänen aus ihrer Linie heraus, um die englische Reiterei zu verfolgen. Diese Unvorsichtigkeit entschied zu ihrem Nach-

theile. Die Engelländer drangen in die nun getrennten Haufen der Feinde mit verdoppeltem Nachdruck ein, brachten sie dadurch gänzlich in Unordnung, und schlugen sie auf das Haupt. Tosti und Harold Sigurdsen, beide blieben auf dem Schlachtfelde. Auf solche Art war nun der König von Engelland von zween gefährlichen Mitbuhlern befreit; aber ein dritter, der noch weit gefährlicher war, stand dafür auf.

Während daß Harold mit seinem Bruder und mit dem Könige von Norwegen zu thun gehabt, hatte Wilhelm, Herzog der Normandie, furchtbare Rüstungen gegen ihn vorgenommen. Dieser ehrgeizige, tapfere und beharrliche Fürst, ein Mann von vorzüglicher Liebesstärke, von unerschütterlichem Muth, und von einer wilden Größe der Seele, wie man

sie damals nur bei ausgezeichneten Rittern fand, machte Anspruch auf das Königreich Engelland, weil ihn seinem Vorgeben nach der letztverstorbene König Eduard zu seinem Nachfolger ernannt hatte. Ueberdieß berief er sich auf Harolds eigenes Versprechen. Dieser Herr war einst auf einer Reise nach der Normandie durch Sturm an die Küste der Picardie verschlagen worden, und dem Grafen Guy von Ponthieu in die Hände gefallen, der nach der damaligen Sitte des Faustrechts eine ungeheuere Summe Geldes als Lösegeld von ihm forderte. In dieser Verlegenheit hatte er sich an Wilhelm um Schutz gewandt, und durch dessen mächtige Unterstützung seine Befreiung erhalten; dafür hatte er aber auch eidlich versprechen müssen, daß er ihn künftig in seinen Ansprüchen auf die Erbfolge in En-

gelland unterstützen wolle. Wilhelm erinnerte ihn sogleich nach dem Tode Eduards an dieses Versprechen; Harold antwortete ihm aber trotzig, dasselbe sei ihm wider seinen Willen abgenöthiget worden, und berief sich auf seine Wahl. Der Herzog beschloß daher, seinen Anspruch durch die Waffen geltend zu machen.

Alle Umstände schienen sich damals zur Begünstigung seiner Absichten vereinigt zu haben. Der große Ruf seiner Tapferkeit, und der Glanz seines Hofes hatte nach und nach ganze Schaaren tapferer Ritter und Kriegsleute in sein Land geführt, welche es sich zur Ehre schätzten, auf den ersten Wink ihm zu dienen. In der Normandie stand damals das Ritterwesen im größten Flor. Die berühmte Tapferkeit und Geschicklichkeit der Einwohner in der Kriegskunst mußte im Feld

unter ihren Gegnern einen zu ihrem Vortheil entscheidenden Eindruck machen, mußte Schrecken unter jeden Feind verbreiten, dem sie sich näherten. Ueberdieß sagte ihm der Herzog von Bretagne fünftausend Mann Hülfsvölker zu; die Grafen von Flandern und Anjou erboten sich ihn zu unterstützen; Frankreich widersetzte sich seinen Absichten nicht; der deutsche Kaiser erlaubte allen seinen Untergebenen, zu dessen Fahne zu treten, und — was in diesen finstern Zeiten gewöhnlich noch weit entscheidender wirkte, der Papst erklärte Wilhelms Anspruch für gültig, Harolds Thronbesteigung für rechtswidrig, und belegte diesen letztern und dessen Anhänger noch überdieß mit dem Kirchenbanne. So brachte der Herzog in kurzer Zeit eine auserlesene Armee von sechzigtausend Mann wohlgeübter und

prächtig gerüsteter Krieger zusammen, mit welchen er am Anfange des Sommers an der Küste von Sussex landete. Nachdem er die Absicht seines Zuges in einem Manifest bekannt gemacht hatte, zog er mit seinen Leuten längs der Küste weiter nach Hastings. Dort erschien auch Harold, der ihm indessen entgegen gerückt war, mit seinem Heer. Treue Freunde hatten dem Könige von Engelland den klugen Rath ertheilt, den Feind nicht gleich anzugreifen, sondern dessen Macht durch Verzögerung, durch kleine Gefechte, durch Entziehung der Lebensmittel, und durch alle jene Kunstgriffe, welche einer Armee ihren Stand auf fremden Boden erschweren, nach und nach aufzureiben. Aber begeistert von dem erst kürzlich erfochtenen Siege über die Norweger, schlug er diese Erinnerung aus, gab nur dem dringenden

Rufe seines kühnen Heldenmuthes Gehör, und ließ sich sogleich in ein Haupttreffen ein.

Am 14ten October des Jahres 1066 geschah jene entscheidende Schlacht, welche vom frühen Morgen bis zum Sonnenuntergang dauerte. Harold befand sich mit seiner Armee auf einer Anhöhe; ihn begünstigten, nebst dem Vortheile dieses Standpunktes, seine Geschicklichkeit in der Anführung, seine Tapferkeit, und der Muth seiner Leute. Die Normannen hatten gegenüber eine weniger vortheilhafte Stellung; aber ihre überlegene Zahl und ihre geübte Tapferkeit ersetzte diesen Mangel. Herzhaft thaten sie den ersten Angriff, und richteten mit ihrem Pfeilregen in wenigen Minuten große Verwüstungen unter den engen Gliedern der Engelländer an. Doch diese schreckte nicht

der Fall ihrer Brüder, nicht der Tod, der ihnen von allen Seiten herzueilte. Mit desto mehr Erbitterung wehrten sie sich, und in Kurzem gedieh die Sache so weit, daß beide Partheien handgemein wurden. Jetzt stießen die Engelländer mit ihren Hellebarten so gewaltig auf die Normannen los, daß nichts im Stande war, ihnen zu widerstehen. Schon waren hier mehrere Glieder getrennt und in Unordnung; dort wichen ganze Haufen erschrocken zurück; als **Wilhelm** mit dem Kern seiner Leute zur Unterstützung herbeistürzte, und unter seinem wankenden Heer Ordnung und Muth wieder herstellte. Das Gefecht erhob sich aufs Neue, und wurde noch hitziger. Die Normannen betrugen sich als Muster einer bewundernswürdigen Tapferkeit; aber die Engelländer standen ihnen nicht nach, und

wichen keinen Schritt zurück. Als die äußerste Hartnäckigkeit jene nicht in den Stand setzen konnte, durch die englische Linie durchzubrechen; versuchte endlich Wilhelm sein Glück in einer verstellten Flucht. Die Engelländer, die dieses Zurückweichen für eine ernstliche Flucht hielten, setzten ihnen mit unvorsichtiger Hitze nach, und kamen dadurch aus ihrer vortheilhaften Stellung. Plötzlich wandte sich der Herzog mit seinen Truppen um, stürzte mit verdoppelter Wuth auf die zerstreuten Haufen der Feinde los, und jagte sie unter einem entsetzlichen Blutvergießen auf eine Anhöhe zurück. Die Lage der Engelländer wurde äußerst bedenklich; ihre Anzahl hatte bereits eine große Verminderung erlitten; ihr Muth war geschwächt, ihr Körper ermüdet. Doch benahm dieser Unfall ihrem Könige weder Gegenwart

des Geistes, noch Muth. Was je ein verständiger und tapferer Feldherr thun kann, das leistete er mit unermüdetem Eifer. Hier eilte er jenen, die am meisten im Gedränge waren, zu Hülfe, dort stellte er frische Mannschaft an die leere Stelle der Verwundeten oder Getödteten hin; überall war er zugegen, richtete durch seine Ermunterungen diejenigen wieder auf, welche alle Hoffnung verlassen hatte, stellte jeden an seinen Platz, wo er am nützlichsten seyn konnte, und bildete endlich wieder auf solche Art ein regelmäßiges Treffen. Aufs Neue belebt fochten die Engelländer mit außerordentlicher Herzhaftigkeit; ganze Haufen der Normannen fielen durch die feindlichen Waffen; das Treffen schien bereits für sie verloren zu seyn; da wich Wilhelm zum zweitenmale verstellter Weise zurück;

und dießmal gelang die List. Wie zuvor kehrte er sich plötzlich wieder gegen die Feinde, die ihm unordentlich nacheilten und überflügelte sie. Aber dessen ungeachtet stritten die Engelländer noch immer mit unbezwinglicher Standhaftigkeit; und die begeisternde Hoffnung des Sieges war noch nicht verschwunden; als unglücklicher Weise ein feindlicher Pfeil den König Harold an den Kopf traf, und todt zur Erde streckte. Auch seine beiden Brüder kamen um. Dieser Unfall brachte die Engelländer auf einige Zeit in Raserei. Im Grimm erschlugen sie eine Menge Feinde. Aber bald bekam doch der Eindruck der Bestürzung über den Verlust ihres Königs und Anführers die Oberhand, und Kleinmuth verbreitete sich durch das ganze Heer. Alles gerieth in Verwirrung, und die Niederlage der Engelländer war

allgemein. Der Anblick, den dieser Platz nach dem Treffen gewährte, war gräßlich; das ganze Schlachtfeld war von Blut überschwemmt; die ganze Gegend mit Leichen bedeckt; mehr als dreißigtausend Mann hatten bei dieser Unternehmung das Leben verloren; unter diesen befand sich mehr als die Hälfte Engelländer.

Dieses einzige Treffen gab ganz gegen den gewöhnlichen Lauf der Dinge dem Königreich Engelland einen andern Herrn. Die Armee war zu betroffen, um genug Gegenwart des Geistes zur weitern Gegenwehre zu haben. Die Großen waren in ihren Gesinnungen getheilt; die Geistlichkeit beherrschte das Ansehen des Papstes, der sich für Wilhelm erklärt hatte; niemand hinderte die Fortschritte desselben; alles unterwarf sich dem Sieger. So endigte sich die sächsische Herrschaft auf die-

ser Insel nach einer Dauer von sechshundert Jahren; mit derselben verloren sich auch größtentheils die sächsischen Gewohnheiten, Sitten und Verfassung, und Engelland gewann allmählig eine neue Gestalt.

Wilhelm, welcher seit dieser Zeit der Eroberer hieß, ließ anfänglich den Schein einer gütigen Gemüthsart blicken, und betrug sich so, als wäre er nicht der Ueberwinder, sondern durch die freie Wahl der Eingebornen zum Throne berufen worden. Aber bald fieng er an, seine Unterthanen seine Uebermacht und unumschränkte Herrschaft fühlen zu lassen. Von Natur einer rauhen Gemüthsart, heftig in seinen Entschließungen, unerbittlich in der Ausführung derselben, hartherzig bis zur Grausamkeit, bereicherte er sich und seine Landsleute vom Raube, den er

den Eingebornen abnahm, setzte sich über alle bisherigen Landesgesetze und Gewohnheiten weg, und ließ es ungestraft geschehen, daß seine Beamten das Volk aufs abscheulichste drückten, und gleichsam den Blutstropfen von demselben erpreßten. Kein Inländer durfte ferners einen Anspruch, oder sich je nur eine Rechnung auf eine ehrenvolle Würde im Lande, oder auf ein wichtiges Amt machen. Wo ein Engelländer ein solches schon zuvor besaß, da wurde er aus demselben, es mochte geistlich oder weltlich seyn, verdrängt, und ein Normann an seinen Platz gesetzt. Ein zahlreiches normannisches Heer, das er durch reiche Belohnungen auf Unkosten der Engelländer in der festen Anhänglichkeit an ihn zu bestärken suchte, und eine große Anzahl Castelle und Festungen, die er in Engelland anlegte, waren seine

Mittel, das Land im Zaume zu halten. Die Furcht, die den ungerechten Despoten niemals verläßt, gieng bei ihm so weit, daß er die Eingebornen sogar entwaffnete.

Nicht jedes Volk besitzet Kaltblütigkeit und Geduld genug, um das mit dem schmerzlichen Gefühl eines übermäßigen Druckes zugleich erwachende Gefühl seiner natürlichen Rechte zu unterdrücken, nicht jedes Bescheidenheit und Aufklärung genug, um sein Unglück durch Hoffnungen an bessere Zeiten zu lindern. Auch das geduldigste und ruhigste Temperament reißet zuweilen die Verzweifelung zu außerordentlichen Maaßregeln hin. Die Einwohner von Kent waren die ersten, welche die Mißhandlung zur Empörung reizte. Sie hatten gegen diese Bedrückungen erst geklagt, und man hatte ihre Klagen verachtet; sie hatten Vorstellungen auf Vor-

stellungen gehäufet, und man hatte ihren Beschwerden nicht abgeholfen. Als sie alles, was in ihren Kräften stand, vergebens versucht hatten, bewirkten sie eine Verbindung Eustachs, Grafen von Boulogne, mit ihnen, und griffen, unterstützt durch seine Truppen, die normannische Besatzung zu Dover an. Dieses kühne Unternehmen scheiterte zwar; die Normannen schlugen die Aufrührer tapfer zurück; aber das Mißlingen des ersten Versuches konnte die Mißvergnügten von dem Entschlusse nicht abschrecken, einen zweiten zu wagen. Täglich wuchs die Gährung, bis sich zuletzt eine geheime Verschwörung gegen die verhaßten Fremdlinge anzettelte. Schon war der Tag bestimmt, an welchem man unvermuthet über sie herfallen, und sie sämmtlich ermorden wollte, als Wilhelm, welcher

bald nach seiner Krönung in Engelland wieder nach der Normandie abgegangen war, auf die Nachricht von der Empörung der Engelländer herbeieilte, und das ganze Vorhaben derselben vereitelte.

Ein weiser Regent hätte nach einer solchen Erfahrung die eigentlichen Veranlasser des Aufstandes, seine stolzen Kriegsleute und Beamte bestraft; er hätte sich sorgfältig bemüht, jeden Stoff wegzuräumen, welcher das Volk in der Zukunft zu ähnlichen Anschlägen reizen könnte; dadurch hätte er sich unfehlbar der Neigung und Treue seiner Unterthanen für beständig versichern können. Allein der rohe, gefühllose Krieger kannte die schöne Tugend der Versöhnlichkeit nicht, die gemeiniglich nur der Antheil edlerer Seelen ist; sein wilder, stürmischer Kopf war den sanftern Lehren der Weisheit und wahren

Politik verschlossen. Anstatt die Gemüther der Unzufriedenen durch Nachgiebigkeit und Güte zu gewinnen, suchte er sie durch Strafen, durch Zwang, durch alle Schrecken der Despotie im Gehorsame zu erhalten. Er zog die Güter eines jeden ein, der ihm verdächtig schien, setzte einen jeden verächtlich herab, der noch in einigem Ansehen stand, und führte endlich das verhaßte Danegeld, welches Eduard der Bekenner aufgehoben hatte, wieder ein. Diese waren gerade die Mittel, die Nation noch mehr zu erbittern; durch solche Anstalten foderte er sie gleichsam selbst auf, das unerträgliche Sclavenjoch abzuschütteln. Seit dieser Zeit also, und bis über die Hälfte seiner Regierungsjahre hinein wird Engelland immer häufiger der Schauplatz blutiger Empörungen. In Exeter und Cornwall stand das mißvergnügte

Volk, müde der bisherigen Bedrückungen, auf, und foderte besonders die Aufhebung des Danegeldes. In dem nördlichen Theile Engellands schlossen die beiden englischen Großen, Edwin und Morcar mit Blethim, Fürsten im nördlichen Wallis, mit Malcolm, Könige von Schottland, und Sweyn, Könige von Dänemark einen Bund, und suchten durch diese vereinigte Macht sich der verhaßten Tyrannei zu entreißen. Doch am gefährlichsten war der Aufstand, der in Northumberland ausbrach. Die Einwohner vereinigten sich mit den Dänen, die ihnen eine beträchtliche Flotte und Kriegsvölker zuführten. Auch erhielten sie Unterstützung aus Schottland. Mit Erbitterung stürzten sie auf Durham hin, überfielen die Besatzung, und metzelten siebenhundert Normannen sammt dem Befehlshaber nie-

der. Belebt durch diesen glücklichen Erfolg, giengen sie alsdann auf die Festung York los; und belagerten dieselbe mit unerschüttertem Muth. Eine Besatzung von 3000 Mann vertheidigte dieselbe. Um dieses desto wirksamer thun zu können, steckte der Befehlshaber einige benachbarte Häuser in den Brand. Aber zum Unglück verbreitete sich die Flamme weiter, und in wenigen Minuten standen alle Häuser der Stadt in Flammen. Dieser Unfall brachte den Normannen in der Festung den Untergang. Der Schmerz über den Verlust ihres Eigenthums erfüllte die Einwohner der Stadt mit einer solchen Erbitterung gegen die Normannen, daß sie augenblicklich gemeinschaftliche Sache mit den Aufrührern machten, und die Festung zugleich mit ihnen in kurzer Zeit mit Sturm eroberten. Der Befehlshaber

und die ganze Besatzung wurden ohne Schonung niedergemacht. Dieses erwünschte Waffenglück der Mißvergnügten lockte in Kurzem mehrere ihrer Landsleute, welche zwar schon zuvor gleichen Unmuth über ihre Unterdrückung gefühlt hatten, aber eine gefährliche Unternehmung lieber zuerst andern selbstsüchtig überlassen, als ihr künftiges Schicksal dem unsichern Erfolg eines kühnen Wagestücks anvertrauen wollten, zur thätigen Theilnahme an dem Aufstande herbei. Die Einwohner der Grafschaften Somerset, Dorset, Cornwall und Devon vereinigten sich mit ihnen, und wahrscheinlich hätte sich eine der fürchterlichsten Empörungen durch ganz Engelland ausgebreitet, wäre nicht Wilhelm in größter Geschwindigkeit mit einem mächtigen Heere herbeigeeilet.

Alle zuvor entstandenen Aufruhren hatte der König durch überraschende Macht unterdrückt; die gegenwärtige, welche wegen ihrer Ausdehnung und Heftigkeit, wegen der Zahl und des Enthusiasmus der Theilnehmer, und wegen des kräftigen Beistandes vom Auslande viel wichtiger war, dämpfte er durch ein wirksamers Mittel; er bestach die dänischen Anführer. Das Geld entwaffnete die Dänen, die Furcht die verbundenen Engelländer. Sich selbst überlassen, waren sie zu schwach, der Macht des Königs das Gleichgewicht zu halten. Ein Anführer unterwarf sich daher nach dem andern, und das Volk sah sich nun, in dem Zustande der Ohnmacht, der den Sieger nur desto übermüthiger machte, einer noch grausamern Tyranney ausgesetzt, als zuvor.

Menschen zum niedrigen, hülflos sich krümmenden Wurm herabwürdigen, war von nun an Wilhelms System. Die Einwohner von Northumberland züchtigte er für ihr Vergehen auf eine Art, welche die Menschheit empört. In einem Striche Landes von mehr als sechzig englischen Meilen in die Länge ließ er alle Häuser mit allem Vorrathe der Einwohner verbrennen, alles Vieh wegführen, alle Felder und Fluren zerstören, alle Werkzeuge zum Ackerbau zerschlagen, und die Einwohner nackt und bloß, aller ihrer Habschaften beraubt, ohne alle Mittel, sich zu nähern, wie wildes Vieh, vertreiben. Sie flüchteten sich theils nach Schottland, theils in die benachbarten Wälder. Mehr als hunderttausend Menschen rieb entweder das Schwert des Tyranns, oder Hunger und Elend auf. Nichts gleichet der

Härte, womit er seitdem die englische Nation ganz zu entkräften, und seine Macht zu befestigen suchte. Fast alles Grundeigenthum des englischen hohen Adels riß er mit Gewalt an sich; nicht weniger als 1422 Güter in verschiedenen Theilen Engellands fielen auf solche Art in seine Hände; die übrigen erhielten die Normannen zur Belohnung. Die vollkommene Einführung der Lehensverfassung in Engelland benahm den inländischen Großen alle Mittel, sich jemals wieder emporzuheben. Ganz Engelland wurde, nur die Krongüter und einige wenige andere ausgenommen, in 700 Baronien, und 60,215 Ritterlehen getheilet, deren Besitzer auf jeden Wink bereit seyn mußten, dem König im Kriege zu folgen, und Blut und Leben für ihn aufzuopfern. Aber kein Engelländer erhielt eine Baronie; diese

wurden nur den Normannen zu Theil; die Eingebornen durften ihr vorher freies Eigenthum nur als Vasallen derselben besitzen. Selbst auf die Klöster und hohe Geistlichkeit erstreckte sich diese Anstalt; sie wurden verpflichtet, wie die Weltlichen, Truppen zu stellen, und Abgaben zu entrichten. Damit ihm nicht die Erbitterung des Klerus Gefahr bringen möge, verdrängte er nach und nach alle Eingebornen von ihren geistlichen Würden, und verlieh dieselben seinen Landsleuten. Diese mußten eine solche Beförderung als eine Gnade betrachten, und aus Dankbarkeit schweigen. In Kurzem brachte er es so weit, daß außer Wulstan, Bischofe von Worcester, kein einziger eingeborner Bischof in ganz Engelland mehr zu finden war. Nebst allen diesen Anordnungen drückte den Adel besonders der Umstand

sehr tief herab, daß Wilhelm demselben allen Einfluß in die Regierung des Staats, und die vollziehende Macht, die derselbe bisher gehabt hatte, abnahm. Der königliche Gerichtshof, den er errichtete, machte die Großen so vollkommen von seinem Willen abhängig, als den geringsten Unterthan. Jeder Baron wurde demselben unterworfen, und seine Güter, seine Ehre, sein Leben waren dem Ausspruche solcher Kronbedienten überlassen, welche dem König allein ihr Daseyn als Richter zu danken hatten, und nur in seiner Gegenwart und unter seinem Vorsitze sprachen.

Die Einschränkung des mächtigen Adels, der unter der vorigen Verfassung doch immer nur seinen eigenen Vortheil ohne alle Rücksicht auf das Volk besorgte, hätte indessen dem gemeinen Manne im

mer gleichgültig, oder wohl gar erfreulich seyn können, wäre Wilhelm nur nicht damit umgegangen, auch das übrige Volk eben so sehr zu unterjochen. Es scheinet, des Königs Plan sei gewesen, allen englischen Nationalgeist gänzlich zu unterdrücken. Denn nicht zufrieden mit den bisher erzählten Veränderungen, bemühte er sich sogar, die englische Sprache zu verdrängen. Die normannische Sprache, ein Gemische aus der dänischen und französischen (denn die Normannen hatten sich einst aus Dänemark und den angrenzenden Gegenden in jenem Theile Frankreichs niedergelassen, dem man nachher von ihnen den Namen der Normandie beigelegt hatte) mußte ihr Platz machen; diese wurde auf seinen Befehl in allen Schulen gelehrt, in allen Gerichtshöfen eingeführt; alle Gesetze und öffentlichen Urkunden

mußten in derselben abgefaßt werden. Wirklich bildete sich seitdem eine ganz neue englische Sprache, und erhielt sich in dieser Gestalt bis zum heutigen Tage. Was nebst allen diesen eigenmächtigen Verfügungen ihm den unauslöschlichen Haß der Nation zuzog, waren überdieß seine willkührliche Anmassung, nach seinem Belieben Auflagen zu machen, sein übertriebener Hang zur Jagd, und seine grausamen Forstgesetze. Die größten Wälder im Königreiche, die bereits zu seinen Krongütern gehörten, genügten ihm nicht; um sie noch um einen neuen Forst zur Jagd zu vermehren, ließ er bei Winchester in einem Bezirke von dreißig englischen Meilen alle Häuser und Scheunen niederreißen, alle Aecker und Wiesen in einen Jagdbezirk verwandeln, und alle Einwohner ohne den geringsten Ersatz aus

ihrem Eigenthume vertreiben. Seine Forstgesetze drücken ein ewiges Brandmal der Schande auf seinen Namen. Zu einer Zeit, da die Gesetze für die Ermordung eines Menschen nur eine bestimmte Geldbusse forderten, verordnete Wilhelm, daß man einem jeden, der nur einen Hasen in den königlichen Wäldern erlegte, beide Augen ausstechen sollte.

Solche auffallende Beweise der Tyrannei brachten doch zuletzt nicht nur den englischen Adel, sondern selbst die von Wilhelm begünstigten Normannen wider ihn auf. Als er sich daher im Jahre 1074 in der Normandie befand, wo er eben einen Aufruhr mit Hülfe englischer Truppen gestillet hatte; brach auch in Engelland eine neue Empörung aus, und er hatte den Verdruß, zu erfahren, daß sich seine eigenen Landsleute, die Normannen

mit den Eingebornen vereinigt hatten. Selbst der Sohn eines seiner ersten Günstlinge, Roger Graf von Hereford, befand sich an der Spitze der Aufrührer. Da ihm der König die Erlaubniß einer Vermählung seiner Schwester mit Ralph von Guader, Grafen von Norfolk versagt hatte, feyerte er dennoch das Beilager ohne alle Bewilligung. Als die Gesellschaft beim Schmause beisammen saß, zogen alle empfindlich gegen den König los: Er habe den Normannen mit der andern Hand genommen, was er ihnen mit der einen gegeben hatte; die Engelländer habe er zum verächtlichen Stande der Bettler herabgewürdigt; zu bedauern sei jeder, der bisher unter seinem Joche sclavisch geseufzet habe; sein unersättlicher Geiz, der immer neue Auflagen erfände, sein Stolz, seine Härte und Grausamkeit

seien länger nicht zu ertragen. Erhitzt vom Weine errichteten sie eine Verschwörung, und versprachen sich unter einem Handschlage, daß sie das verhaßte Joch mit Gewalt abschütteln wollten. Wahrscheinlich trug auch das böse Gewissen, weil Roger seine Schwester wider den Willen des Königs vermählt hatte, und die Furcht vor einer nachdrücklichen Züchtigung dieser That sehr vieles zu ihrem Entschlusse bei. Allein durch einen aus der Gesellschaft, durch den Grafen Waltheof, dessen Unzufriedenheit zuletzt doch die Furcht überwog, und durch die Ränke seiner treulosen Gemahlinn wurde der ganze Plan noch vor dem Ausbruche der Empörung verrathen. Als die Verschworenen merkten, daß alles entdeckt sei, griffen sie zwar ohne Verzug zu den Waffen. Sie glaubten, durch überraschende

Geschwindigkeit würden sie das Uebergewicht über ihren unvorbereiteten Feind erhalten, und den gefährlichen Folgen mißlungener Absichten entgehen können. Allein Wilhelm und seine Anhänger trafen doch zeitlich genug hinlängliche Anstalten, und eine Schaar der Aufrührer wurde nach der andern geschlagen. Wer immer in den Gefechten gefangen ward, dem hieb man, um ein abschreckendes Beispiel zu geben, den rechten Fuß ab. Als der König aus der Normandie ankam, war schon alles gedämpfet; nur die Bestrafung der Aufrührer blieb ihm übrig. Diese nahm er aber mit unerbittlicher Strenge vor. Normannen und Engelländern wurden ohne Unterschied theils die Hände abgehauen, theils die Augen ausgestochen. Einige wurden auch aufgeknüpft. Unter den Hingerichteten be-

fanden sich zween vom ansehnlichen Adel, ein Eingeborner und ein Normann.

Wilhelm, gegen welchen bald darauf sein eigener Sohn Robert aus Mißvergnügen über eine vermeintliche Beleidigung mit den Waffen in der Hand auftrat, starb endlich im Jahre 1087 an einer Krankheit, die ihm ein Fall vom Pferde in einem Kriege gegen den König von Frankreich verursachte, zur Freude aller derjenigen, die unter seiner eisernen Zuchtruthe geseufzt hatten. Sein Charakter war nicht ganz leer an guten Eigenschaften, sein Leben nicht ganz an löblichen Handlungen. Er besaß einen scharfsinnigen Verstand, viel Staatsklugheit und Gegenwart des Geistes, und bei aller Heftigkeit seines Temperaments war er bedächtig genug, um sich nie durch einen übereilten Schritt einer Gefahr auszuse=

ben. Es gereichet seinem Kopfe zur Ehre, daß er bemüht war, die barbarischen Feuer- und Wasserproben, und die Zweikämpfe bei Gericht abzustellen. Aber das wenige Gute, welches dieser König that, verliert sich unter der außerordentlichen Menge des Bösen, wodurch er eine Geisel der Menschheit ward. Einige rechnen es ihm zum Verdienst an, daß er im Jahre 1081 das sogenannte Buch des großen Gerichtstages (Doom's day book) verfertigen, und darin alle Ländereien seines Reiches, die Größe eines jeden Bezirkes, die Zahl der Aecker, Wiesen und Wälder, die derselbe enthielt, das Einkommen desselben, die Namen und den Stand der Besitzer, und die Zahl der Unterthanen genau aufzeichnen ließ. Allein er scheinet diese Anstalt nicht so sehr um des Besten der englischen Nation

willen, als vielmehr darum getroffen zu haben, um seiner Bereicherungssucht und Herrschergewalt eine genaue Uebersicht zu verschaffen.

Wilhelm hatte vor seinem Tode seinem Sohne Wilhelm mit Zurücksetzung seines ältesten Sohnes Robert, dem er die Empörung gegen ihn nie vergessen konnte, das Königreich Engelland zugedacht. In dieser Absicht hatte er ihn an Lanfranc, Erzbischof zu Canterbury abgeschickt, mit dem Ansuchen, denselben in dieser Bewerbung zu unterstützen. Diese Absicht ward auch glücklich erreicht. Lanfranc, ein Freund des verstorbenen Königs, der einzige, gegen welchen sich derselbe während seiner ganzen Regierung freundlich betragen hatte, verwandte in der erkenntlichen Erinnerung an die genossene Gunst sein ganzes Ansehen zum Vortheile

des Sohnes, und Wilhelm II, wegen der Farbe seiner Haare der Rothe genannt, ward ohne Schwierigkeit als König erkannt und gekrönt. Des Verstorbenen ältester Sohn Robert erbte die Normandie. Dessen Bruder Heinrich bekam nur seiner Mutter Leibgedinge mit fünftausend Pfund Sterling. Aber ein großer Theil des normannischen Adels, der in Engelland und in der Normandie zugleich begütert war, sah mit Unzufriedenheit diese Trennung der Normandie von Engelland. Robert war von den normannischen Großen geliebt. Seine Offenherzigkeit sicherte sie vor Intriguen; seine Trägheit versprach ihnen Vortheile in ihrem Streben nach größerer Macht. Aber der Bestand einer Trennung der hinterlassenen Länder des vorigen Königs ließ sie den Verlust manches ihrer Güter in

diesem oder jenem Lande befürchten. Diese Umstände wirkten so mächtig auf sie, daß sie sich einmüthig mit einander verbanden, und den König mit Krieg überzogen. Aber Wilhelm wußte sich durch die gewöhnlichen Hofkünste, durch Freundlichkeit und große Versprechungen die Herzen der Engelländer zu gewinnen; die Hoffnung an eine gute Behandlung in der Zukunft, und an manches zu erhaltende Vorrecht zog ihm eine Menge Krieger zu seinem Beistande herbei. Rasch griff er diejenigen an, die sich bestrebten, ihm seine Krone zu entreißen, und ehe noch sein zaudernder Bruder Robert, den alles zur geschwinden Unterstützung eines ihm so günstigen Plans mit Enthusiasmus aufforderte, einen ernstlichen Schritt that, hatte Wilhelm die ganze Gegenparthei schon besiegt. Die meisten von den Auf-

rührern wurden aus dem Lande verwiesen, und ihre Güter fielen dem Könige heim.

Jetzt erst fieng Wilhelm II an, durch allmählig deutlichere Entwickelung seines Charakters die Normannen und Engelländer zu überzeugen, daß sich die erstern in ihrem Mißtrauen gegen ihn nicht geirret hatten. Anstatt diejenigen, die ihm zur Unterdrückung des Aufruhrs getreuen Beistand geleistet hatten, der Billigkeit und seinem Versprechen gemäß zu belohnen, erlaubte er sich vielmehr auffallende Ungerechtigkeiten gegen sie, und drückte sie auf verschiedene Art. Nichts, es mochte geistlich, oder weltlich seyn, blieb verschont. Ward je ein Bisthum, oder eine Abtei erlediget, so zog er die Güter derselben willkührlich an sich. Die ansehnlichsten kirchlichen Aemter öffentlich an die Meistbietenden zu verkaufen, trug

er kein Bedenken. Um sich noch mehr zu bereichern, ließ er alle Ländereien im ganzen Königreiche vom Neuen untersuchen, und jede Auflage, die in dem großen Gerichtstagsbuche seiner Meinung nach zu niedrig angesetzt war, erhöhte er nach Belieben. Zuletzt trieb ihn seine Eroberungssucht, da in Engelland wenig mehr zu erpressen war, in seines eigenen Bruders Gebiet. Im Vertrauen auf die Unterstützung von einigen Großen in der Normandie, die er auf seine Seite zu bringen gewußt hatte, rückte er mit einem ansehnlichen Heer in Roberts Land ein, mit dem habsüchtigen Vorsatze, ihm so viel abzunehmen, als das Kriegsglück ihm gönnen würde. Aber der Adel zog endlich doch in Hinsicht auf seine Besitzungen die Sicherheit des Friedens den Gefahren des Krieges vor, und bewog

beide Partheien im Jahre 1081 zu einem Vergleiche. Einer versprach darin dem andern im Falle des unbeerbten Absterbens die Erbfolge in seinen Ländern.

Doch dieser Vergleich stellte den Frieden nicht her; er veranlaßte vielmehr einen neuen Krieg. Wilhelms dritter Bruder Heinrich hatte, wie gesagt, kein Fleckchen Landes zum väterlichen Erbtheile bekommen; der eben angeführte Vergleich benahm ihm nun auch für die Zukunft alle Hoffnung, einmal zum Besitze eines Gebiets zu gelangen. Dieß reitzte den gekränkten Prinzen zu dem Versuche, den nachtheiligen Vergleich mit den Waffen in der Hand unkräftig zu machen. Doch beide Brüder, welche gemeinschaftlich sich ihm widersetzten, zwangen ihn bald, sich in einer Festung an der Grenze der Normandie, die er lange Zeit tapfer

vertheidiget hatte, zu ergeben. Auch der unbedeutenden Nahrungsquelle, eines kleinen Erbguts, das es besessen hatte, wurde er beraubt, und er sah sich seitdem genöthiget, mit wenigen treuen Gefährten von einem Orte zum andern, manchmal in großer Dürftigkeit, wie ein Flüchtling herumzuirren. Bei allen den wilden Ausbrüchen einer unversöhnlichen Feindschaft und grausamen Zerstörungssucht brach doch sogar in diesen rohen Zeiten ein schöner Zug von Edelmuth hervor. Als Robert und Wilhelm ihren Bruder belagerten, und erfuhren, daß in der Festung die größte Noth an Wasser herrsche; befahl ersterer sogleich, seinem Bruder Wasser hineinzuführen, und schickte ihm sogar Fäßer Wein für seine Tafel. Wilhelm hatte keinen so edlen Sinn, um den Werth und die innere Belohnung

einer schönen That zu empfinden. Aber Robert beschämte ihn durch die einfache Antwort: Wie? sollten wir unsern Bruder Durstes sterben lassen? Woher sollten wir denn einen andern bekommen, wenn dieser todt ist?

Kaum war dieser Krieg durch die Ergebung Heinrichs geendiget, als sich Wilhelm in einen Neuen mit Malcolm, Könige von Schottland, verwickelt sah. Dieser kriegerische Fürst, der mit gegründetem Recht Ansprüche auf einige schon zuvor besessene Herrschaften in Engelland machte, hatte schon die erste Abwesenheit Wilhelms zu einem Einfalle in die englischen Grenzen benützt; ein Friede vom Jahre 1091 hatte ihm aber diese Länder wieder zurückgegeben, und zugleich das Versprechen gethan, daß er von Wilhelm für seine übrigen An-

sprüche jährlich zwölf Mark erhalten sollte. Aber bald darauf brachen neue Streitigkeiten über den Ort aus, an welchem Malcolm dem Könige Wilhelm für seine Besitzungen in Engelland die Huldigung leisten sollte. Der Krieg, der darüber entstand, kostete dem Könige von Schottland das Leben, und eine Niederlage, die sein Bruder Donald erlitt, machte dem Streit ein Ende.

Robert, uneingedenk aller vorhergegangenen Unbilden, die er von seinem Bruder erlitten, hatte ihm in diesem Kriege redlich Beistand geleistet; als Anführer der englischen Truppen hatte er ihm den Sieg über die Schotten erfochten. Aber Wilhelms böses Herz kannte keine Pflicht der Erkenntlichkeit; er fieng neuerdings Feindseligkeiten an, und drang mit dem Schwert in der Hand in die

Normandie ein. Kriegerische Bewegungen der Einwohner von Wallis, die ihn schnell nach Engelland zurückriefen, und bald darauf eine Verschwörung der normannischen Baronen in Engelland, die er aber auch glücklich in ihrer Geburt erstickte, hemmten zwar eine Zeit lang den Lauf seiner Unternehmungen; endlich setzte ihn aber Roberts Abwesenheit, der einem Kreuzzuge beiwohnte, in den Stand, selbige zu vollenden.

Durch die hinreißende Beredsamkeit eines schwärmerischen Einsiedlers, Peters von Amiens, erhitzt, zogen damals eine Menge Menschen vom hohen und niedern Adel und vom Stande der Freien, besonders aus Frankreich, Lothringen und der Normandie, mit dem Kreuze bezeichnet, nach Jerusalem, um das heilige Land den Türken, und die christlichen

Pilgrimme der grausamen Sclaverei zu entreißen. Von demselben Enthusiasmus begeistert, wanderte auch Robert mit den übrigen fort. Doch bei seinem gewöhnlichen Geldmangel, womit sich ein so kostspieliger Kriegszug nicht vereinbaren ließ, verpfändete er, ehe er die Reise antrat, die Normandie an seinen Bruder Wilhelm für zehntausend Mark. Dieser ergriff begierig die schöne Gelegenheit, sich zu vergrößern, erpreßte die Summe größtentheils von der Geistlichkeit, und nahm im Jahre 1095 von der Normandie Besitz. Eben war dieser habsüchtige König im Begriffe, die einträglichen Länder Wilhelms, Grafen von Poitiers und Guienne, die ihm dieser in eben derselben Angelegenheit zum Pfand angeboten hatte, gleichfalls in Besitz zu nehmen, als ihm seine Jagdlust das Leben nahm. Ein

Pfeil, den der französische Ritter, Walther Tyrrel auf einen Hirschen abschoß, prellte unvermuthet von einem Baum ab, und streckte den König, den er in die Brust traf, todt zur Erde.

Unstreitig hatte sein ältester Bruder Robert den nächsten Anspruch auf die Erbfolge in Engelland. Allein dieser befand sich jetzt eben im gelobten Lande, eifrig bemüht, sich in dem Kreuzzuge gegen die Türken Lorbern zu sammeln. Geschwind benützte Heinrich, den die Nachwelt wegen seiner Liebe zu den Wissenschaften mit dem Namen des Gelehrten schmückte, diese Gelegenheit, bemächtigte sich des königlichen Schatzes, gewann einige Große, und wurde, durch ihr Ansehn unterstützt, zum König ausgerufen.

Das böse Gewissen über eine so widerrechtliche Handlung erregte in ihm ohne

Zweifel die Besorgniß, in der Folge möchte ihm die königliche Würde streitig gemacht werden. Um sich daher die Sicherheit seines Besitzes durch das Gewicht eines mächtigen Anhanges zu verschaffen, bemühte er sich, durch verstellte Zeichen der Großmuth die Gunst des Volkes zu erschleichen. Die Könige aus dem Geschlechte der normannischen Herzoge hatten bisher in Engelland als gewaltige Despoten geherrschet. Durch willkührliche Auflagen, durch Gelderpressungen verschiedener Art, durch übermäßige Strenge und Einschränkung aller Freiheit waren Geistliche und Weltliche, Vornehme und Niedrige stets empfindlich gekränkt gewesen. Ohne alle Rücksicht auf die Gewohnheiten und Landesverfassung, oder auf die gelindern Gesetze der vorigen Könige hatten diese letztern bloß nach ihrem

eigenen Belieben gehandelt. Heinrich kannte die allgemeine Unzufriedenheit über diesen drückenden Zustand und mit Recht versprach er sich von der Linderung desselben die aufrichtige Zuneigung der Nation. In dieser Ueberzeugung ertheilte er derselben einen merkwürdigen Freibrief. Alle Kirchen und Klöster wurden dadurch wieder in den Besitz ihrer Rechte und Freiheiten gesetzt, die Gewohnheit, nach welcher bisher die Könige die Einkünfte der erledigten Abteien und Bisthümer an sich gezogen, und die geistlichen Aemter und Würden verkauft hatten, wurde abgestellet, die Anmassung der Könige, den Untervasallen die willkührliche Verheirathung ihrer Töchter zu versagen, abgeschaffet. Heinrich versprach ferners, künftig bei einem Lehenfalle nicht mehr so große Summen für die neue Belehnung

zu fordern, und die Söhne der Freiherrn als Erben in die Lehen ihrer Väter ungestört eintreten zu lassen. Da bisher die Könige die Einkünfte von den Gütern der Minderjährigen unter dem Vorwande der Vormundschaft geizig an sich gezogen hatten; so entsagte Heinrich hiemit der Gewalt, sich die Vormundschaften zuzueignen. Endlich versprach er auch, keine neuen Abgaben einzuführen, die Geldstrafen herabzusetzen, und die Gesetze, welche einst Eduard der Bekenner zur Zufriedenheit der Nation gegeben hatte, zu bestätigen. Ein wichtiger Gegenstand des Grolls der Engelländer waren einige Günstlinge Wilhelms II gewesen, die als Werkzeuge und Gehülfen seiner willkührlichen Gewalt den Thron umringt hatten. Heinrich entfernte zugleich mit ihnen den Grund des Mißvergnügens.

Ralphen Flambard, der vom Volk am meisten gehaßt ward, ließ er sogar in den Tower sperren. Sein Vorfahrer hatte es durch sein gewaltsames Verfahren mit der Geistlichkeit überhaupt, besonders aber mit Anshelm, Erzbischofe zu Canterbury verdorben. Nach vielen heftigen Streitigkeiten hatte er seine Feindschaft gegen den Erzbischof so weit getrieben, daß derselbe das Königreich verließ, und nach Rom zog. Das Volk, welches sich so gern an die Geistlichkeit anschließt, sah ihn mit Bedauern, und Unwillen seine geistliche Heerde verlassen. Heinrich rief ihn aber jetzt wieder zurück, setzte ihn in seine vorige Würde ein, und erwarb sich dadurch bei der Geistlichkeit das Lob eines gerechten und gütigen Fürsten. Noch ein anderer Kunstgriff machte ihn bei der Nation beliebt. Mit Sehnsucht

hatten sich bisher die patriotischen Engelländer an ihre alten Könige aus dem sächsischen Geblüt erinnert, mit Schmerzen die noch übrigen Abkömmlinge derselben des Throns beraubt gesehen. Heinrich kam auch hierin dem geheimen Wunsche des Volkes zuvor; er vermählte sich mit Mathilde, einer Nichte Edgars Atheling, eines Prinzen von sächsischer Abkunft. Dadurch fand sich der Nationalgeist der Engelländer geschmeichelt; mit Vergnügen versprachen sie sich von dieser Heirath die Fortpflanzung ihres alten Königsstammes.

Alle diese Umstände hatten bei der englischen Nation einen starken Eindruck zu seinem Vortheile gemacht. Alles war ihm zugethan, alles schien bereit, den letzten Tropfen Blutes für seine Vertheidigung

aufzuopfern. Zur Zeit dieser für ihn äußerst günstigen Stimmung des Volkes kam sein Bruder Robert aus dem gelobten Lande an, viel zu spät, um seine Absicht durchsetzen zu können. Zuerst nahm er Besitz von der Normandie; alsdann machte er Anstalt, in Engelland einzufallen. Bei dieser Gelegenheit lehrte aber doch der Erfolg, wie wandelbar gemeiniglich die Gesinnungen des großen Haufens sind. Die Neigung zu einem ehemals geliebten Prinzen, welche seine weite Entfernung geschwächt hatte, weckte nun seine Gegenwart von Neuem auf. Ein großer Theil der Seeleute, welche Heinrich mit einer Flotte abgeschickt hatte, seine Landung zu hindern, gieng mit ihren Schiffen zu ihm über. Robert, von Natur tapfer und belebt vom Stolze über seine rühmlichen Thaten im Kreuzzuge

gegen die Türken, fuhr in seiner Unternehmung fort, und schon standen beide Heere einander im Gesichte. Viele von der Armee, Vornehme und Gemeine waren schon im Begriffe, sich für den Herzog der Normandie zu erklären, oder waren wenigst unschlüßig, was sie thun sollten. Mit Mühe glückte es der Beredsamkeit des Erzbischofes Anshelm, der selbst durch die Glieder ritt, den Abfall eines großen Theiles der Armee zu hindern. Zuletzt kam es zwischen beiden Partheien zu einem Vergleiche, und die Heere giengen auseinander, ohne sich geschlagen zu haben. Robert entsagte gegen eine bestimmte Summe Geldes seinen Ansprüchen auf Engelland, und einer sagte dem andern, wenn er ohne Erben mit Tod abgehen würde, die Nachfolge in seinen Staaten zu.

Aber Heinrich, dem Wort und Treue gleichgültige Dinge waren, zeigte bald durch die That, wie wenig er sich mit diesem Vortheile, den ihm der Vergleich eingeräumt hatte, begnügte. Als er gegen Roberts Freunde, gleich nach diesem Frieden mit Einziehung der Güter und Landesverweisung ohne Schonung verfuhr, und Robert im Jahre 1104 sich nach Engelland begab, um sich bei dem Könige für sie zu verwenden; fehlte wenig, daß ihn jener nicht als einen Staatsgefangenen behielt. Der verfolgte Prinz mußte auf seine Pension Verzicht thun; nur unter dieser Bedingniß ließ er ihn los. Im folgenden Jahre schritt er endlich noch näher zur Ausführung seines menschenfeindlichen Planes, seinen Bruder ganz zu unterdrücken. Robert, eben so nachlässig im Frieden, als unter-

nehmend und tapfer im Kriege, hatte in der Normandie dem Hange seiner Freiherrn und ihrer Raubsucht freien Zügel gelassen, und dadurch einen großen Theil des Volkes gegen sich aufgebracht. Diese Ereigniß war dem raubgierigen Könige von Engelland willkommen. Unter dem Vorwande, die Gedrückten zu schützen, fiel er mit einem zahlreichen Heer in die Normandie ein, und eroberte eine wichtige Stadt nach der andern. Vergebens suchte ihn sein Bruder durch Vorstellungen zu bewegen, daß er von weitern Unternehmungen abstehe. Den eroberungssüchtigen Monarchen rührte nicht die Sprache der Menschlichkeit, über ihn vermochten nichts die Bande der Verwandschaft. Als Robert diese Hartnäckigkeit seines Bruders, und die schwarze Absicht desselben sah, ihn um alles zu bringen; sam-

melte er in der größten Geschwindigkeit eine Armee, und gieng mit der äußersten Erbitterung auf ihn los. Bei Tinchebray kam es im Jahre 1106 zu jenem wichtigen Treffen, welches Roberts künftige unglückliche Lage für immer entschied. Ungeachtet des größten Muthes, welchen seine Leute bezeigten, und seiner persönlichen Tapferkeit wurden sie zuletzt doch durch die Uebermacht der königlichen Truppen in Unordnung gebracht, und geschlagen. Robert selbst gerieth, weil sein verzweifelter Heldenmuth die Sorge für seine Sicherheit unterdrückte, mit beinahe zehntausend Mann, worunter sich viele vornehme Edelleute befanden, als Gefangener in die Hände der Feinde. Heinrich, welcher undankbar Roberts redliche Dienstleistung vergessen hatte, bemächtigte sich nun der ganzen Norman-

die, und behielt jenen stets als Gefangenen auf einer Festung, wo derselbe nach vollen acht und zwanzig Jahren sein trauriges Leben endigte. Noch lebte Wilhelm, ein Sohn des unglücklichen Herzoges. Als er zu reifern Jahren kam, stand er als Rächer des gräulichen Unrechts auf, unterstützt vom Könige aus Frankreich, der mit kränkender Eifersucht die Macht des Königs von Engelland immer mehr sich vergrößern sah. Der Krieg endigte sich nach einem hartnäckigen Treffen bei Noyon im Jahre 1119 damit, daß beide Könige einen Vergleich trafen, worin die Ansprüche des jungen Prinzen gänzlich hintangesetzt wurden. Dennoch hatte dieser Krieg für den König von Engelland sehr traurige Folgen; denn als sein einziger Sohn Wilhelm, der schon zu seinem Nachfolger in der Normandie

erklärt war, nach Engelland überschiffte, fand derselbe unvermuthet seinen Tod in der See. Dieser unglückliche Zufall versetzte den König, der schon mit Entzücken seinen Sohn als das Werkzeug betrachtet hatte, die königliche Würde bei seinem Hause zu erhalten, in die äußerste Betrübniß. Noch hatte er eine Tochter, Mathilde, Gemahlin des Kaisers Heinrichs V. Da ihm kein männlicher Erbe übrig war, bemühte er sich wenigst dieser Prinzessin die Thronfolge zu sichern. Er brachte es dahin, daß ihr die Großen des Reiches im Jahre 1127 huldigten, und vermählte sie nach dem Tode ihres Gemahls mit Gottfried Plantagenet, Grafen von Anjou. Im folgenden Jahre starb auch Roberts Sohn, Wilhelm, und befreite ihn von der Furcht vor einem gefährlichen Nebenbuhler.

Allein als der König Heinrich im Jahre 1135 die Welt verließ, achteten die Freiherrn wenig auf den Huldigungseid, den sie Mathilden geleistet hatten, und hoben den Grafen von Boulogne, Stephan von Blois, einen Abkömmling Wilhelms des Eroberers auf den Thron. Nur gar zu lebhaft erinnerten sie sich noch, wie viel sich mancher ihrer bisherigen Könige im stolzen Vertrauen auf sein Erbrecht erlaubt, wie er ihnen Rechte und Freiheiten genommen, und seine Laune zur Richtschnur seiner Regierung gemacht habe. Hingegen von einem Fürsten, welcher die Krone ihrer freien Wahl zu danken hätte, ließ sich nicht ohne Wahrscheinlichkeit ein bessers Betragen erwarten. Dieser war der Beweggrund, der bei den Baronen zum Vortheile des Grafen von Boulogne ent-

schied. Seine empfehlenden Eigenschaften, seine Thätigkeit, seine Großmuth gewannen ihm die Neigung des Volkes; die Bemühungen seines Bruders, des Bischofes von Winchester, die Gunst der Geistlichkeit; seine reizende Versprechungen, seine reichen Geschenke den Beifall der Großen und des gemeinen Haufens. Eine päpstliche Bulle, die ihm Ansprüche auf das Königreich Engelland zuschrieb, die er nicht hatte, und ein zahlreiches Heer, das er im Solde hielt, schienen ihm den Besitz der Krone zu sichern. Auch in der Normandie huldigte ihm alles ohne Schwierigkeit; selbst der König von Frankreich erkannte ihn als König von Engelland, und obwohl Mathilde mit ihrem Gemahle Gottfried zu den Waffen griff, sah sie sich doch bald genöthiget, selbige niederzulegen, und sich mit einem jährli-

chen Gehalt zu begnügen. So mächtig war der Schutz, die ihm Nachgiebigkeit gegen die Großen und Freigebigkeit gaben. Aber in kurzer Zeit wurde eben dasjenige, was ihm den Zutritt zum Throne verschaffet hatte, das Mittel, ihn auf demselben zu beunruhigen.

Stephan hatte in einem Freibriefe den eigennützigen Großen die Erlaubniß ertheilet, in ihren Wäldern zu jagen; den Geistlichen versprochen, alle erledigten Pfründen ohne Verzug zu besetzen, dem Volke, die beliebten Gesetze Eduards des Bekenners genau zu beobachten. Wie der unersättliche Eigennutz sich nie mit dem Besitze bestimmter Vortheile begnügt, so verlangten nun die Großen nebst den übrigen Freiheiten auch das Befestigungsrecht ihrer Schlößer, und Stephan befand sich in einer Lage, die ihm nöthig machte,

ihnen auch dieses Opfer zu bringen. Kaum hätte irgend eine Neuerung das Königreich in eine größere Verwirrung stürzen können, als diese Bewilligung. Von dieser Stund an sah Engelland eine Menge fester Schlösser entstehen, welche jedem, der den Eigenthümer derselben beleidigte, oder von ihm beleidiget ward, übermüthig Trotz boten. Kaum stand hier die stolze Burg manches Edelmannes vollendet da; so baute schon die Furcht oder die Eifersucht seines Nachbars ihm gegenüber eine andere auf. Einer stellte dem andern eine solche Brustwehr entgegen, einer foderte dadurch den andern gleichsam selbst zu Feindseligkeiten auf. Unaufhörliche Fehden der Großen untereinander störten aller Orten die Ruhe, mit derselben den Kunstfleiß und die Gewerbsamkeit. Mit Feuer und Schwert wütheten die Barba-

ren in den Eingeweiden des Landes, und alle Arten von Gewaltthätigkeiten zerstörten unbarmherzig das Eigenthum des schuldlosen gemeinen Mannes. Auch alsdann, wann diese übermüthigen Edelleute Friede mit einander hatten, blieb doch jedes Eigenthum der unerbittlichen Raubsucht ihrer rohen Kriegsleute ausgesetzt, die sie für ihre Dienste lieber auf fremde, als auf eigene Kosten bezahlten. In einen unbeschreiblich kläglichen Zustand kam dadurch die englische Nation herab. Mit dem allgemeinen Elende stieg in gleichem Grade das Mißvergnügen. Von allen Seiten her ertönte die Stimme des lebhaftesten Unwillens. Schon war, als David, König von Schottland, im Jahre 1138 in Northumberland einfiel, alles bereit, sich ihm in die Arme zu werfen, und an seiner Seite dem grausamen Drucke

zu entreißen. Nur die übermäßige Grausamkeit, die er in seiner Unternehmung selbst ausübte, hielt die Mißvergnügten noch zurück. Vergeblich hoffte Stephan die Beruhigung der Nation durch einen glänzenden Sieg, den er bei Northallerton über die Schottländer erfocht. Die Stillung einer einzelnen Unruhe eines auswärtigen Feindes hob die gerechten Beschwerden gegen Gewaltthätigkeiten nicht auf, denen das Land durch weit schädlichere innere Feinde ausgesetzt war.

Zu spät bemühte sich jetzt der König, das Uebel in seiner Quelle zu verstopfen. Er fieng mit seinem Versuche bei der Geistlichkeit an. Diese, von einem ihr eigenthümlichen Geist, sich über alles emporzuheben, beseelet, und folglich stets eifersüchtig auf jedes Vorrecht der Weltlichen, war denselben in ihrem Streben nach

Freiheit mit rastloser Nacheiferung nachgeeilet. Wie jene hatten die Prälaten Schlösser erbauet, unterhielten Truppen, und machten sich durch alle Schrecken des Krieges ihren Nachbarn und dem Könige selbst furchtbar. Die erste Gelegenheit, diese Mißbräuche aufzuheben, gab eine Fehde zwischen dem Bischofe von Salisbury, und dem Grafen von Bretagne. Stephan geht, unter dem Vorwande Friede zu stiften, auf sie los, nimmt den erstern gefangen, und nöthiget ihn und die mit ihm verbundenen Bischöfe von Lincoln und Ely, ihm ihre Festungen abzutreten. Sogleich erhebt sich ein ungewöhnlicher Lärm; die ganze Geistlichkeit vereiniget sich gegen den König; alles schreiet laut über pflichtwidrige Verletzung des Freibriefes, über ungerechte Bedrückung, über unerträgliche Kränkung der

Kirchenfreiheit. Stephans eigener Bruder, der Bischof von Winchester, der sich mit Verdruß in seiner süssen Hoffnung eines großen Einflusses in die Regierung getäuscht sah, stellet sich an die Spitze der Mißvergnügten; die Sache des Eigennutzes wird nun Sache der Kirche; man hält im Jahre 1139 eine Kirchenversammlung zu Winchester; man klaget darin den König als einen Unterdrücker der Kirche an, ladet ihn vor, bei dem Koncilium zu erscheinen, und sich zu verantworten, und schon erheben die Bischöfe die Hände, den fürchterlichen Bannstral auf ihn zu schleudern. Nur die Gegengründe des Erzbischofes von Rouen, und die Drohungen der Abgeordneten des Königs halten den entscheidenden Schlag noch auf. Aber die Gährung in den Gemüthern erhielt sich doch, und mit

derselben der Hang zur Empörung und die Gefahr für den König.

Als Mathilde, welche vermöge der letzten Verordnung ihres Vaters, Heinrichs des Gelehrten ein unstreitiges Recht auf die englische Krone zu haben glaubte, die Großen mißvergnügt, die Geistlichkeit aufgebracht, das Volk wankend, und den König Stephan in dem peinlichsten Gedränge sah; so versäumte sie keine Minute, von dieser günstigen Gelegenheit Nutzen zu ziehen, und landete an der Küste von Sussex, fest entschlossen, ihren Nebenbuhler vom Throne zu stürzen. Sie begleitete Robert, Graf von Gloucester, ein natürlicher Sohn des vorigen Königs. Dieser unternehmende, unerschrockene Prinz, ein aufrichtiger Freund seiner Schwester Mathilde, hatte dem Könige Stephan

schon gleich bei der Thronbesteigung desselben nicht anders, als unter der Bedingniß gehuldiget, daß ihn jener in seinen Würden und Rechten erhalten sollte. Aber dieser Huldigung ungeachtet war er stets ein eifersüchtiger Gegner des Königs geblieben. Erst im verflossenen Jahre hatte er sich bei dem Einfalle des schottischen Königs in Northumberland zum Oberhaupt einer Parthei aufgeworfen, welche schon im Begriffe war, sich mit diesem Feinde der englischen Krone zu vereinigen. Damals zerschlug sich der Plan, wie wir bereits gehört haben. Als aber jetzt die mißvergnügte Geistlichkeit alles in Gährung, und den König in die äußerste Verlegenheit brachte, glaubte er, jetzt sei die günstige Stunde vorhanden, zu welcher man einen entscheidenden Streich wagen könnte; er unterredete sich

insgeheim mit einigen seiner Freunde und Anhänger, warb neue an, und versicherte sich ihrer Treue und ihres Beistandes. Alsdann begab er sich auf das feste Land zu Mathilden, und redete ihr und ihrem Gemahle mit den dringendsten Beweggründen zu, sie sollten ja diese schöne Gelegenheit, sich in den Besitz ihrer unwidersprechlichen Rechte zu setzen, nicht ungenützt verstreichen lassen, sich nicht länger mit einem schimpflichen Jahrgelde begnügen; sondern vielmehr ihre entehrende Zurücksetzung rächen, und den ungerechten Anmasser vom Throne stürzen. Nachdem er Mathilden durch diese Vorstellungen erhitzt, und bereitwillig sieht, seinen Ermahnungen zu folgen, sendet er dem Könige von Engelland einen Fehdebrief zu, und geht dann mit seiner Schwester nach Engelland.

Bei ihrer Landung bestand das Gefolge dieser Prinzessin nur aus ungefähr 140 Rittern. Als sich aber der Ruf von ihrer Ankunft verbreitete, gerieth auf einmal alles in eine lebhafte Bewegung, und theils die alte Neigung zu ihr, oder zu dem Herzoge von Gloucester, theils der dem Volke stets eigene Hang zur Veränderung zog eine Menge Anhänger zu ihrem Beistande herbei, so, daß in kurzer Zeit ein sehr beträchtliches Heer zur Unterstützung ihres Anspruches auf den Beinen stand. Auf die Nachricht von dieser Rüstung hatte auch Stephan sogleich eine Armee gesammelt, und rückte nun seiner Feindin entgegen; aber in Wahrheit mit ungleichen Kräften. Ihre Truppen waren zahlreich, tapfer, geübt, und, was ihnen allerdings einen entscheidenden Vorzug gab, sie zogen aus Enthusiasmus mit

ihr. Die Seinigen machten zwar gleichfalls ein ziemlich beträchtliches, geschicktes und tapferes Heer aus; sie folgten ihm aber nur mit halbem Ernst; einige bloß aus Zwang, und weil sie sich nicht der Gefahr aussetzen wollten, für ihre Weigerung, wenn Stephan die Oberhand behielte, als Uebertreter ihrer Lehenspflicht gestraft zu werden; andere weil sie dafür bezahlt wurden, oder Beute im Kriege hofften. Viele hielt der Eindruck des allgemeinen Mißvergnügens, wenn sie gleich bisher nicht selbst unter dem Drucke der Regierung gelitten hatten, von aufrichtiger, warmer Theilnahme an dem Interesse des Königs zurück; einigen hatte auch der Fluch der Priester Mißtrauen auf die Sache des Königs und Schüchternheit eingeflößt.

Eine geraume Zeit bestand dieser Krieg nur in kleinen Gefechten und Streifereien. Dennoch versetzte er das Königreich in einen jammervollen Zustand. Hier mordete das unerbittliche Schwert des Feindes Bewaffnete nieder; dort legte die Wuth desselben Häuser und Scheunen in Asche, zertrat ohne Schonung die Feldfrüchte, und raubte dem schuldlosen Einwohner sein Eigenthum. Was der Grimm der Feinde verschonte, verwüstete der schwärmerische Partheigeist, und der zügellose Haß der Großen gegeneinander. Jeder erklärte sich für eine Parthei, zog das Schwert gegen den anders gesinnten Nachbar, und befriedigte auf solche Art unter dem Vorwande des Beistandes vielmehr seine Privatleidenschaft. Unbestellt blieben die Felder in diesem Zustande der Unsicherheit in einem großen Theile Engel-

lands liegen, und Hungersnoth und über⸗handnehmende Sterblichkeit vermehrten das Elend. Zwei Jahre hatte bereits das Königreich unter diesen schrecklichen Drangsalen geseufzet; endlich gab ein entscheidender Streich Hoffnung zur Rückkehr besserer Zeiten.

In die Festung Lincoln hatten sich einige Freunde Mathildens geworfen, und Stephan war eben mit der Belagerung derselben beschäftiget; aber unvermuthet eilte der Graf von Gloucester mit einer zahlreichen Mannschaft zum Entsatze herbei. Sogleich erhob sich am 2ten Februar 1141 zwischen beiden Partheien eines der blutigsten und hartnäckigsten Treffen. Lange Zeit fochten die Königlichen und die Gegenparthei gleich tapfer, lange Zeit mit gleichem Erfolge. In der ernstlichen Stunde, da nichts anders

mehr übrig war, als entweder herzhafte Vertheidigung, oder schimpfliche Gefan:fangenschaft, Flucht oder Tod, machte die Nothwendigkeit auch diejenigen zu Helden, denen im Grunde Stephans künftiges Schicksal wenig am Herzen lag. Denn kömmt der entscheidende Augenblick, da es um Freiheit oder Leben eines jeden zu thun ist; so wird auch bei gemietheten Soldaten, die für die Absichten ihres Beherrschers gar kein Interesse fühlen, die Sache desselben ihre eigene; das erste Bedürfniß der Selbsterhaltung stärket und begeistert sie; sie fechten nicht so wohl für ihn, als für sich selbst. Lange Zeit machten daher die Königlichen ihren Gegnern den Sieg theils durch eigene heftige Angriffe, weit mehr aber durch hartnäckige Vertheidigung streitig. Endlich brachte aber doch der fortreißende Ungestümm der

entgegengesetzten Parthei selbst die kühn- sten aus dem Heere des Königs zum Wei- chen. Die Folge davon war eine allge- meine Unordnung und Flucht, und end- lich eine gänzliche Niederlage. Da schon alles rings umher geschlagen war, hielt Stephan allein noch Stand, und focht, von einem Haufen Feinde umringt, mit beispielloser Herzhaftigkeit. Die Verzwei- felung hieß ihn das Aeußerste wagen. Eine Menge Feinde, die auf ihn eindrangen, streckte seine gewaltige Streitaxt zu Bo- den. Als die zu große Zahl und die Hef- tigkeit seiner Streiche dieses Werkzeug end- lich unbrauchbar machte, hieb er mit un- geschwächten Kräften mit dem Schwert um sich. Aber auch das Schwert dauerte nicht so lange aus, als die Stärke seines Arms und seine Tapferkeit; es brach end- lich, und wehrlos mußte sich der König,

ohne daß ihn sein Heldenmuth retten konnte, dem Feind als Kriegsgefangener überlassen.

Der Absicht Mathildens stand nun nichts mehr im Wege. Stephan war in ihrer Gewalt, der Königsthron erlediget; alles vereinigte sich zu ihrem Vortheile. Wer noch kurz vorher in der Ungewißheit des Ausganges sich bedächtlich entfernt gehalten und nicht gewagt hatte, sich öffentlich zu erklären, trat jetzt ohne Bedenken zu Mathildens Parthei, da er das Uebergewicht auf ihrer Seite sah. Selbst diejenigen, welche der Siegerin, sei es aus Treue gegen ihren Beherrscher, oder aus Privatursachen, heimlich gram waren, nahmen öffentlich die Miene der Freude und des lebhaftesten Beifalles an, gleich als setzten sie mit vollkommener Ueberzeugung in Mathil-

dens Herrschaft ihr künftiges Glück. Die Geistlichkeit, der hohe Adel, das Volk, alles unterwarf sich ihr ohne Schwierigkeit. Selbst der Bruder des unglücklichen Königs, der Bischof von Winchester, erklärte öffentlich ihre Ansprüche für rechtmäßig, und vermochte die Einwohner von London, die am längsten in ihrer Treue gegen den König ausgehalten hatten, daß sie ihr huldigten. Zuletzt entschied sogar eine förmliche Versammlung der Geistlichkeit, welche ohnehin die erste Triebfeder dieser ganzen Begebenheit war, daß sie rechtmäßige Königin sei, und setzte ihr zu Winchester feierlich die Krone auf das Haupt.

Aber Mathilde wußte ihr Glück nicht zu benützen. Von Natur hochmüthig und herrschsüchtig, hörte sie keine Ermahnung der Staatsklugheit, kannte keine Nachgie-

bigkeit, keine Zurückhaltung, und ließ bei jeder Gelegenheit ihre Verachtung gegen die mächtigen Baronen blicken. Für ihren nach vollkommener Alleingewalt strebenden Ehrgeiz war die Macht derselben ein unausstehlicher Anblick. Die Abgeordneten der Stadt London hatten bei der Versammlung der Geistlichkeit zu Winchester die Loslassung Stephans aus der Gefangenschaft verlangt, hatten eine Milderung der harten normannischen Gesetze Eduards des Bekenners gefodert; und Mathilde schlug dieses Ansuchen eigensinnig ab. Der Bischof von Winchester hatte darauf angetragen, sie möchte dem Sohne seines Bruders seine väterlichen Erbländer überlassen; und die stolze Königinn wies auch dieses Gesuch mit Verachtung ab. Solche Umstände mußten den Eifer schwächen, womit man ihr

anfänglich zugethan war. Der Widerwillen der Nation gegen Stephan, und der laute Beifall, womit man seine Nebenbuhlerin aufgenommen hatte, waren ohnehin nur eine Wirkung plötzlicher Leidenschaft gewesen, die sich ihrer Natur nach bald abkühlet. Auch bleiben zur Zeit einer allgemeinen Bewegung und Hitze die Stimmen der Mißvergnügten über einen Regenten gemeiniglich nur so lange vereiniget, bis sie, was das Ziel ihrer Wünsche war, ihren vermeinten Unterdrücker im Zustande der Ohnmacht sehen. Sieht man ihn auf diesem Punkte stehen, dann ändert sich auf einmal die ganze Gestalt der Sache; man vergißt das Vorhergegangene, erinnert sich nicht mehr an die Ursache des vorigen Mißvergnügens, sondern denket nur an das Gegenwärtige, hat nur die dermalige bedauernswürdige

Lage des Fürsten vor Augen, und wünschet nun wieder, ihn derselben entreißen zu können. Dazu kamen gegenwärtig noch neue Gründe, welche eine Aenderung in den Gesinnungen der Nation hervorbrachten. Man hatte von der Regierung Mathildens große Erwartungen gehabt, und sah sich nun in seiner schmeichelhaften Hoffnung getäuscht; ihre Handlungen kündigten einen noch weit härtern Druck an, als jener war, den man von sich abzuwälzen gesucht hatte. Die Absicht war nur gewesen, ihn von der Ausübung despotischer Grundsätze zu entfernen, nicht ihn unglücklich zu machen; und nun erblickten sie ihn im harten Stande der Gefangenschaft, mit Fesseln belegt, auf eine Art behandelt, die einen Mann von solchem Stande entehret, und ihm das Leben zur Qual machen muß.

Diese Umstände vermehrten auf der einen Seite den Widerwillen gegen Mathilden, auf der andern das Mitleid mit Stephan. Je länger die Engelländer in diesem Zustande lebten, desto mehr verstärkten sich diese Empfindungen, bis sie zuletzt zur völligen Leidenschaft anwuchsen, und alles den nahen Ausbruch eines fürchterlichen Aufstandes verkündigte.

Als der Bischof von Winchester die Gemüther der Engelländer hinlänglich erhitzt sah, stellte er sich ohne Verzug an die Spitze der Mißvergnügten, und zettelte eine Verschwörung an. Dieser ehrgeizige Mann, der wegen vereitelter Herrschsucht eine der ersten Rollen beim Sturze seines Bruders gespielt hatte, erklärte sich nun aus eben dieser Ursache wieder für denselben. Daß ihn Mathilde gegen ihr gegebenes Wort nicht

Meister von der Regierung seyn, nicht alle geistliche Pfründen im Königreiche nach seiner Willkühr verleihen ließ, war in den Augen dieses stolzen, nach unumschränkter Herrschaft dürstenden Prälaten eine Beleidigung, die er ihr nicht vergeben konnte. Alle seine Geisteskräfte setzte er in Bewegung, bis er die Einwohner von London, wo sich damals Mathilde aufhielt, dahin brachte, daß sie ihm versprachen, die Thore der Stadt zu verschließen, und während daß alles in voller Empörung begriffen wäre, sich der Königin zu bemächtigen. Zum Glücke gelangte noch zu rechter Zeit eine Nachricht von diesem Vorhaben zu ihren Ohren; geschwind ergriff sie also die Flucht nach Winchester. Aber auch hier verschaffte ihr selbst die Zuneigung der Einwohner keine Sicherheit. Die Empörung

war bereits ausgebrochen, derselben folgte ein Bürgerkrieg, die gewöhnliche Erscheinung, wann sich zwo Partheien erheben. In kurzer Zeit erschienen die Aufrührer zu Winchester, und da sie diese Stadt mit einer harten Belagerung ängstigten; suchte Mathilde aufs Neue ihr Heil in der Flucht. Ihr Bruder, der Graf von Gloucester folgte ihr nach, sie zu beschützen. Aber auf dem Wege führte ihn das Unglück einer feindlichen Parthei in die Hände, die ihn sogleich gefangen nahm. Ohne Verzug bediente sich jetzt Stephans Parthei ihres Uebergewichts, und nöthigte die Königin, Roberts Freiheit durch die Loslassung des Königs zu erkaufen. Mathilde ward abgesetzt, und flüchtete sich im Jahre 1142 nach Oxford. Stephan ward zum zweitenmale als König erkannt, und, wie im

Triumpfe aus dem Gefängnisse in seine Burg geführt.

Seit dieser Staatsveränderung vergrößerte sich indessen die Verwirrung im Königreiche noch mehr. Jede Parthei hatte ihre mächtigen Anhänger. Einige Freiherrn und Städte waren der Königin, andere dem König ergeben. Stephan bestrebte sich mit den Seinigen, sich auf dem Throne zu behaupten; Mathilde mit den ihrigen, sich wieder hinaufzuschwingen. Nach vielen gegenseitigen Drangsalen, worein die Wuth der Partheien das Land gestürzt hatte, verlor Mathildens Bruder, Robert, Graf von Glocester sein Leben. Mit ihm war ihre vornehmste Stütze weg. Seines Raths und seines tapfern Arms beraubt, wich das hülfelose Weib aus Engelland, wo sie keine Sicherheit mehr fand, in

die Normandie, und konnte sich seitdem nur noch in diesem Lande behaupten.

Dessen ungeachtet hatte der bürgerliche Krieg seinen Fortgang, und während daß Engelland die Uebel desselben empfand, kam noch ein anders hinzu, welches noch schlimmere Folgen befürchten ließ. Der Papst Eugen III hatte dem Bruder des Königs, dem Bischofe von Winchester, die Würde eines päpstlichen Legaten genommen. Des Bischofes ärgester Feind, der Erzbischof von Canterbury, war nun mit derselben geschmückt. Diese Handlung legte den ersten Grund zu einer Mißhelligkeit zwischen dem Papst und dem Könige. Ersterer schrieb einige Jahre darauf eine Kirchenversammlung nach Rheims aus, und letzterer verbot den Bischöfen seines Gebiets, derselben beizuwohnen. Dieß veranlaßte einen förmli-

chen Bruch. Eugen, dessen Ehrgeiz sich empfindlich beleidiget fühlte, schleuderte den Bannstral auf ihn und seine Anhänger; und alles Land, das es mit ihm hielt, belegte er mit dem Interdict. Dieses ist bekanntlich eine fürchterliche Kirchenstrafe, scharfsinnig ausgedacht, um auf das zarte Gewissen des großen, für die äußerliche Religion eingenommenen Haufens einen starken Eindruck zum Nachtheile desjenigen zu machen, dem der Bann eigentlich gilt. Keine Glocke durfte geläutet, kein Sacrament öffentlich ertheilet, kein Gottesdienst öffentlich verrichtet werden. Niedergeschlagenheit und ängstlicher Kummer herrschten unter dem Volke; Widerwillen gegen den König unter der Geistlichkeit, Mißvergnügen und gefährliche Plane unter den Großen. Diese schienen bereits diesen kritischen Zeitpunkt

zur Wiederherstellung ihrer Unabhängigkeit benützen zu wollen; denn Stephan hatte von der Stunde an, da er nach Mathildens Flucht wieder Meister vom Königreiche war, seinen alten Plan fortgesetzt, und einem Freiherrn nach dem andern seine Festungen wegzunehmen gesucht. Daher rührte der heimliche Groll der weltlichen Großen, zum Theil auch der Geistlichkeit. Doch der König besaß Staatsklugheit genug, sich dem Papste zu unterwerfen. Nach vielen mühesamen Versuchen söhnte er sich mit demselben aus, und er ward von dem Banne, sein Königreich von dem Interdicte befreit. Da um eben diese Zeit, im Jahre 1148 ein Waffenstillstand zwischen ihm und Mathildens Parthei bereits zu Stand gekommen war, so schien die Ruhe für ihn und das ganze Königreich gesichert zu seyn. Aber zum

Unglücke war dieß nur eine eitle Hoffnung. Mathildens Sohn war indessen zu reifern Jahren herangewachsen, und griff im Jahre 1152 zu den Waffen, um die alten Anspüche seiner Mutter auf das Königreich Engelland fortzusetzen. Schon seit seines Vaters Tode Herr von der Normandie und Maine hatte er eben jetzt seine Macht durch Vermählung mit Eleonore, der Erbin von Guienne und Poitou ansehnlich vermehrt. Aus natürlicher Anlage feuerig, unternehmend, herzhaft; von demjenigen Enthusiasmus begeistert, welcher gewöhnlich den ersten Kriegszug des stolzen, nach Ehre dürstenden Jünglings auszeichnet, und von einem großen Theile der englischen Freiherrn, wo nicht geliebt, doch wenigst begünstiget, that er einen überraschenden Einfall in Engelland, und brachte in kurzer Zeit bei=

nahe ohne alle Anstrengung nebst Malmesbury und Reading mehr als dreißig Festungen in seine Gewalt. Vergebens bemühte sich Stephan, die Großen zum Vortheile seines Sohnes Eustach zu gewinnen. Sie waren nicht zu bewegen, demselben die Nachfolge im Königreiche zu versprechen. Dem Könige blieb also nichts übrig, als die Hülfe des Schwertes. Da er eben mit seinem Heere der feindlichen Armee gegenüber steht, und alles ein nahe bevorstehendes Treffen verkündiget, stirbt sein Sohn Eustach unvermuthet, und durch seinen Tod fällt zugleich wenigst eine von den Ursachen weg, aus welchen der König zu den Waffen gegriffen hatte. Dieser Umstand, und sein gerechtes Mißtrauen auf die standhafte Treue der Großen schwächten seinen Muth; und gern bot er nun die Hände zu ei-

nem Vergleiche, welchen Wilhelm Graf von Arundel vermittelte. Nach demselben blieb Stephan bis zu seinem Tode im Jahre 1154 im Besitze des Königreiches; hierauf folgte ihm Heinrich auf dem Throne; des Verstorbenen zweiter Sohn Wilhelm erbte nur Boulogne, und die übrigen Länder seines Vaters.

Mit Stephan erlosch der normannische Königsstamm, nachdem sich derselbe durch acht und achtzig Jahre auf dem englischen Throne behauptet hatte, und Heinrich II, ein Sohn Gottfrieds Plantagenet ist der erste unter den englischen Königen aus dem Hause Anjou. Als derselbe nach Stephans Tode nach Engelland kam, um von dem Königreiche Besitz zu nehmen, eilte ihm alles mit offenen Armen, und unter lautem Zujauchzen entgegen. Von diesem vortreflichen

jungen Manne, der schon so manche Probe seiner Klugheit gegeben hatte, welcher männlichen Ernst mit einnehmender Leutseligkeit, eine seltene Großmuth mit strenger Gerechtigkeitsliebe verband, erwartete das gekränkte, der bisherigen Privatkriege müde Volk mit Recht gute Handhabung der Gesetze, strenge Verwaltung der Gerechtigkeit, Einschränkung der Raubsucht der Großen, Unterdrückung des verheerenden Partheigeistes, und, was von allem diesen gewöhnlich die Folge ist, Ruhe und Sicherheit. Heinrich entsprach anfänglich den Wünschen eines Volkes, welches bisher die blutigen Bürgerkriege und die wilden Ausbrüche der Feindschaft der Großen tief niedergedrückt hatten. Gerührt von den Drangsalen, welche das Landvolk durch die unbändige Raubsucht der Miethsoldaten erlitt, dankte er sie auf

der Stelle ab. Ueberzeugt von dem Unheile, welches die Festungen der übermüthigen Baronen bisher gestiftet hatten, ließ er die meisten niederreißen; einige wenige behielt er als eine Schutzwehre für sich. Viele Freiheiten, welche der zu mächtige Adel seinen Vorfahren entweder abgetrotzt, oder wenigst von denselben erschlichen hatte, hob er auf, und schloß dadurch die Gewalt desselben wieder in billige Grenzen ein. Was aber vorzüglich des Andenkens werth ist; er ist der erste, der den Grund zur freien Staatsverfassung in Engelland legte. Durch Freibriefe, welche er einigen Städten ertheilte, band er sie von jeder andern Gerichtsbarkeit los, unterwarf sie bloß der seinigen allein. Zwar vielleicht mehr, um dem Adel eine andere Macht entgegenzusetzen, und durch diese die seinige mehr-

zu befestigen, als um wirklich die Wohlfahrt des gemeinen Mannes zu befördern, zog er den Bürgerstand aus dem verächtlichen Dunkel, und verschaffte ihm, als dem zahlreichsten und nützlichsten Theile der Nation die Freiheit, sich selbst zu regieren. Aber nichts desto weniger wirkte diese Einrichtung sehr vortheilhaft auf das Königreich. Die verhältnißmäßige Gleichheit, in welche dadurch der Bürger mit den beiden höhern Ständen gesetzt wurde, erweckte in ihm einen edlen Nationalstolz, einen rühmlichen patriotischen Eifer, die Quelle großer bürgerlicher Tugenden. Nun erst, nachdem ihn durch ganze Jahrhunderte eine dichte Scheidewand von der Geistlichkeit und dem Adel getrennet hatte, fühlte er, daß er auch ein Mitleid des Staates sei, und mit aufrichtiger Theilnahme that er nun das, was nach seiner

Einsicht zur Wohlfahrt des Königreiches beitragen konnte; denn er sah wohl ein, daß alles, was er zum Besten des Ganzen thue, zugleich auf ihn, als Mitglied desselben zurückfließe. In der begeisternden Hoffnung, einst auch an den öffentlichen Angelegenheiten persönlich Theil nehmen zu können, bestrebte sich nun ein jeder, öffentlich seine Talente zu zeigen, durch Geschicklichkeit, Klugheit, oder Reichthum sich auszuzeichnen, und sich so zur Klasse angesehener Bürger hinaufzuschwingen. Dieß belebte den Kunstfleiß und Handel, so, wie die Zerstörung der Raubschlösser, welche Heinrich vorgenommen, und die Unterdrückung des Faustrechts, den Ackerbau.

Alles lebte nun wieder von Neuem auf. Sogar die Wissenschaften schienen immer mehr in Aufnahme zu kommen;

wenigst nahmen sie bereits eine andere Wendung; die scholastische Philosophie verdrängte allmählig den mönchischen Legendengeschmack. In Kurzem hätte sich vielleicht Engelland eines sehr blühenden Zustandes erfreuen können. Aber der König hatte bei seiner Reformation auch die Geistlichkeit angegriffen, und darum gerieth jetzt alles in eine neue Verwirrung.

Das Ansehen der Geistlichkeit war damals bereits zu einer übermäßigen Größe herangewachsen. Die Bischöfe hatten bereits einen prächtigen Hofstaat; ein zahlreiches Gefolge, und Festungen, die sie erbauet hatten, machten sie mächtig und furchtbar; Reichthümer und Ansehen beim Volk ohne Maaß setzten sie in den Stand, jede Absicht durchzusetzen, sich der weltlichen Macht mit Nachdruck und Vortheil entgegen zu stemmen. Nach dem

großen Gerichtstagsbuche waren zur Zeit Wilhelms des Eroberers aus 60215 Rittergütern in Engelland 28015 in den Händen der Geistlichkeit, und davon waren Northumberland, Cumberland, Westmoreland und Durham noch ausgenommen. Von einzelnen Königen war zwar die große Gewalt des Klerus zuweilen eingeschränkt worden. Wilhelm der Eroberer ließ kein Kirchengesetz gelten, welches nicht durch ihn förmlich bestätiget worden. Kein Kirchenbann, der gegen einen seiner Vasallen und Staatsbedienten gerichtet war, hatte ohne seine Genehmigung eine Kraft. Auf eben dieser Einrichtung bestand Wilhelm der Rothe, sein Sohn. Aber unter andern Königen nahm die Macht der Geistlichkeit wieder desto mehr zu. Heinrich I setzte die Kirche durch seinen Frei-

brief in den Besitz ansehnlicher Freiheiten. Eben derselbe mußte auf das Recht, die Bischöfe durch Ueberreichung des Hirtenstabes, und Ansteckung des Ringes zu investiren, Verzicht thun. Dem Könige Stephan hatten die Bischöfe bei seiner Thronbesteigung den Eid der Treue nur auf so lange Zeit geleistet, als er die Kirchen bei ihren Freiheiten erhalten werde. Im Jahre 1139 hatten sie es auf einer Kirchenversammlung sogar gewagt, von seiner Absetzung zu sprechen, und auf einem Concilium zu London vom Jahre 1142 mußte er sich verpflichten, die Kirche künftig mehr, als bisher zu schützen. Ungehindert begiengen die Geistlichen die schwersten Verbrechen; selbst durch Menschenblut sich zu beflecken, trugen sie kein Bedenken; eine Menge Mordthaten sind aufgezeichnet, deren sie sich unter der gegenwärtigen Re-

gierung bereits schuldig gemacht hatten. Alles erlaubten sie sich; denn der Ohnmacht des vorigen Königs hatten sie, als er sich im größten Gedränge befand, das Privilegium abgetrotzt, daß sie von aller weltlichen Bestrafung befreit seyn sollten. Heinrichs II weitumfassender Geist bemerkte die schlimmen Folgen einer so gefährlichen Uebermacht, und er beschloß, sie einzuschränken.

Um jeder Schwierigkeit auszuweichen, sah er sich erst um einen vielvermögenden Freund bei der Geistlichkeit um. Thomas von Becket war der Mann, den er sich als Werkzeug zur Ausführung seines Vorhabens ausersah. Zwar von geringem Stand entsprossen; aber durch hervorstechende Talente, durch Geschicklichkeit und Glück weit über denselben erhaben; erst in seiner Vaterstadt London,

dann zu Paris in den damals gangbaren Wissenschaften, und endlich an der berühmten hohen Schule zu Bologna in der Rechtsgelehrsamkeit eingeweiht, hattte er sich von Ehrenstelle zu Ehrenstelle hinangeschwungen. Als der König Heinrich II den englischen Thron bestieg, war Thomas von Becket schon durch den allgemeinen Ruf auf der vortheilhaftesten Seite bekannt. Ein persönlicher Umgang, den der König seit dieser Zeit eigentlich in der Absicht, ihn näher kennen zu lernen, mit ihm pflog, überzeugte ihn noch mehr von der Brauchbarkeit dieses Mannes. Er ertheilte ihm eines der ersten weltlichen Aemter im Königreiche, das Amt eines Kanzlers. Dieser Beförderung folgten in kurzer Zeit mehr andere, und mit denselben unermeßliche Einkünfte nach. Er ward Vorsteher von Beverley,

Aufseher über den Tower, Dechant von Hastings, Erzieher des Kronprinzen, und Herr zwoer beträchtlicher Baronien. Die ungeheuere Zahl seines Gefolges, seiner Schreiber und übrigen Diener, die Menge der Edelleute und Ritter, die sichs zur Ehre schätzten, stets um ihn zu seyn, die außerordentliche Pracht an Geräthschaften von Gold und Silber in seinem Pallast übersteigen beinahe allen Glauben. Offene Tafeln, glänzende Festins, Spiele, Jagd, ritterliche Uebungen wechselten beständig miteinander ab, und hefteten das Auge des in das äußerste Erstaunen hingerissenen Publikums unausgesetzt an seinen Hof hin. Noch nie hatte vielleicht ein König einen seiner Unterthanen in einen so übermäßigen Schimmer von Reichthum und Ehre versetzt, als ihn. Zuletzt verschaffte ihm Heinrich im vollen Ver-

trauen auf die Dankbarkeit eines durch ihn auf eine so hohe Stuffe emporgehobenen Mannes das Erzbisthum zu Canterbury; die ansehnlichste Stelle im ganzen Königreiche, die erste nach dem Könige selbst. Von der festen Anhänglichkeit an ihn, welche Thomas bei jeder Gelegenheit zu erkennen gegeben hatte, hoffte er billig eine aufrichtige Theilnahme dieses mächtigen Prälaten an seinen Wünschen, eine kräftige Beförderung seiner Entwürfe.

Aber das Glück, welches so gern die Sitten der Menschen ändert, welches so gern aus beugsamen, willfährigen Menschen stolze und widerspenstige machet, flößte auch diesem ihren Günstlinge andere Gesinnungen ein. So lange er sich im Zustande des Steigens befand, ließ sich von seinem verträglichen Geist, von sei-

ner Lenksamkeit alles Gute erwarten. Jetzt, da für ihn nichts mehr zu gewinnen, keine höhere Stuffe von Ehre zu ersteigen mehr übrig war, zeigte er sich auf einmal von einer ganz andern Seite. Anstatt der weltlichen Größe, deren höchsten Gipfel er bereits erreichet hatte, suchte er nun geistlichen Ruhm. Es mag nun Heuchelei, um durch den Ruf von Heiligkeit des Volkes Gunst zu erschleichen, oder Wirkung einer erhitzten Einbildungskraft und wirkliche Ueberzeugung gewesen seyn; genug; der Erzbischof legte von der Stunde an das Amt eines Kanzlers nieder. Anstatt sich bei prächtigen Tafeln, bei glänzenden Festins, bei Spiel und Jagd, wie zuvor, zu ergötzen, äußerte er jetzt eine fromme Verachtung alles Irdischen. Mit Geringschätzung warf er seine prächtigen Kleider von sich, und

hüllte seinen Körper in einen Sack von grober Leinwand. Brod in kargen Portionen war seitdem seine Nahrung, Wasser, durch Kräuter verbittert, sein Trunk. Sein Rücken war durch die häufigen Geißelstreiche, wodurch er sich selbst peinigte, wund; sein ganzer Körper durch die Abtödtungen abgezehrt; über sein Gesicht waren sichtbar die Züge einer innigen Betrübniß, des gewöhnlichen Ausdruckes mönchischer Heiligkeit, verbreitet, gleich als grämte er sich über die Sünden der Welt.

Von einer solchen ascetischen Denkungsart, und was dieselbe gewöhnlich begleitet, von einem schwärmerischen Vorsatze, sich zum hartnäckigsten Vertheidiger, und, wenn es nöthig wäre, selbst zum Martyrer der sogenannten Kirchenfreiheit, oder vielmehr aller Anmaßungen

der Geistlichkeit aufzuwerfen, war Thomas von Becket begeistert, als den König das immer wachsende Sittenverderbniß der Geistlichen, und besonders eine erst vor Kurzem geschehene That nöthigte, seine vorgehabte Reformation des Klerus wirklich ins Werk zu setzen. Ein Mönch hatte die Tochter eines Edelmannes geschändet, und hierauf den Vater derselben ermordet. Heinrich trug darauf an, ihn durch die weltliche Obrigkeit bestrafen zu lassen, wie einem Mörder gebührt. Aber der Erzbischof berief sich dreust auf die Freiheit der Kirche, und weigerte sich, ihn auszuliefern. Er ließ ihn bloß in das bischöfliche Gefängniß setzen, und dachte ihm bloß die geistliche Strafe der Degradation zu. Da berief der König, entrüstet über den hochmüthigen Trotz des Mannes, der ihm seine Größe zu dan-

ken hatte, den Adel und die Prälaten Engellands nach London zusammen, und verlangte von den letztern eine entscheidende Antwort auf die Frage: ob sie sich den Gesetzen und Gebräuchen des Reiches unterwerfen wollten, oder nicht? Nach einer kurzen Unterredung mit Becket antworteten sie: sie behielten sich dasjenige vor, was ihren Orden betreffe. Sogleich verließ der König, aufgebracht über den unbeugsamen Eigensinn der Klerisei, die Versammlung, befahl, dem Erzbischofe alle Schlösser und Ländereien, die er als vormaliger Kanzler noch bis jetzt besaß, unverzüglich abzunehmen, und berief dann am 25sten Jänner 1146 aufs Neue eine allgemeine Versammlung der Geistlichkeit und des Adels nach Clarendon.

Die gefährliche Ungnade des Königs hatte indessen doch einen starken Eindruck

auf Becket gemacht, die Furcht von noch härtern Dingen hatte seinen Starrsinn zu etwas mehr Nachgiebigkeit herabgestimmt. Als daher der König zu Clarendon seine Verordnungen vorlegte, die er künftig beobachtet, und von der Versammlung bestätiget wissen wollte, sträubte er sich zwar eine Zeitlang, bequemte sich aber am Ende doch, sie zu unterschreiben. Ihm folgten die übrigen Bischöfe und Aebte mit Schmerzen, aber in der vollkommenen Ueberzeugung, daß sie gegen die Uebermacht nichts vermögen würden; denn der ganze Adel hatte sich bereits für die Absicht des Königs erklärt. Die Konstitution bestand aus sechzehn merkwürdigen Artikeln, die, hätten sie je ihre Kraft behalten, dem Ansehen der Geistlichkeit eine unheilbare Wunde geschlagen haben würden. Jeder Geistliche, der

wegen eines Verbrechens angeklagt würde, sollte vor dem weltlichen Gerichte verhört werden; keinen Laien soll ein geistliches Gericht anders verurtheilen, als vermittelst gesetzmäßiger, unbescholtener Zeugen; keine andere Appellation von den geistlichen Gerichten sollte statt haben, als an den König; dieser sollte die letzte Instanz seyn; die Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte, die als Freiherrn des Reiches zu betrachten seien, sollen bei dem Genusse der mit dieser Würde vereinigten Vortheile, auch die derselben anklebenden Bürden tragen; alle Einkünfte erledigter Bisthümer sollen dem Könige heimfallen; keine Bischofswahl sollte gültig seyn, worein nicht der König gewilliget habe, und jeder neu gewählte Bischof sollte verbunden seyn, dem Könige zu huldigen; keine Schenkung eines Reichslehens sei ohne Erlaubniß des

Königs gültig; kein Geistlicher, noch irgend ein Unterthan dürfe ohne Bewilligung des Königs, und ohne Versicherung, daß er nichts gegen den Vortheil desselben unternehmen wolle, aus dem Lande reisen; kein Vasall des Königs, oder eines seiner Diener könne ohne Einstimmung des erstern mit dem Banne belegt werden; die an den König verwirkten Güter sollten demselben nicht in Kirchen und Kirchhöfen unter dem Vorwande der Freistädte vorenthalten werden; den Söhnen der Bauern solle es versagt seyn, ohne Einwilligung ihres Edelmanns in den geistlichen Stand zu treten. Dieser ist der Inhalt der Konstitution, welche noch in spätern Zeiten so viel Aufsehn machte. Becket versprach unter einem Eide, sie genau zu beobachten. Aber in kurzer Zeit reute ihn diese Handlung, und öffentlich

gab er nun zu erkennen, daß er seine Einwilligung für einen unglücklichen Fehltritt, die neue Verordnung für eine gräuliche Versündigung an der Religion halte. Der Papst hatte nämlich in der vollen Ueberzeugung, daß diese Konstitution seine ganze Gewalt in Engelland zernichten würde, dieselbe sogleich, nur mit Ausnahme einiger wenigen Artickel, in den heftigsten Ausdrücken verdammt. Becket, schon zuvor mit Widerwillen gegen dieselbe erfüllt, fand nun in dem Ausspruche des Papstes einen neuen Beweggrund, das Publikum durch öffentliche Zeichen der Reue über seine Schwachheit von der Gottlosigkeit der königlichen Konstitution zu überzeugen. Mit verdoppelter Strenge gegen sich selbst suchte er dieselbe abzubüssen, und er beschloß, nicht eher am Altare zu erscheinen, als bis

ihm der Papst die Lossprechung von seinem Verbrechen ertheilt haben würde.

Von dieser Stunde an ward Heinrich des Erzbischofes bitterster Feind, und er that alles, was denselben empfindlich kränken konnte. Man hat schon öfter die Bemerkung gemacht, daß die Feindschaft, wenn sie zwischen Personen entsteht, die bisher mit aufrichtiger Freundschaft einander begegnet waren, in einem weit höhern Grade von Heftigkeit losbricht, als zwischen andern, zuvor gegen einander gleichgültigen Personen. Auch in dem gegenwärtigen Falle verhielt es sich so. Die Erinnerung an die Wohlthaten, womit der König den Erzbischof ehemals aus aufrichtiger Neigung überhäufet hatte, erfüllte ihn mit einer Erbitterung, die sich nur durch den gänzlichen Sturz des Undankbaren befriedigen

ließ. Hundert Mittel erfand die sinnreiche Leidenschaft, den verhaßten Mann zu kränken. Nachdem ihn der König durch unaufhörliche Forderungen beunruhiget, nachdem er eine Rechtsklage nach der andern gegen ihn erhoben, ein Gut nach dem andern ihm abgenöthiget, und ihn zuletzt öffentlich wegen gebrochener Treue angeklagt hatte; glaubte endlich Thomas von Becket, der sich auf das Aeußerste gebracht sah, gegen die Meinung seiner Freunde, die ihm Nachgiebigkeit und Unterwerfung riethen, in der Bezeigung einer unerschrockenen Beharrlichkeit vor dem Angesichte des Königs das letzte Rettungsmittel zu finden. Er zog die bischöflichen Kleider an, nahm das Crucifix in die Hand, und begab sich in dieser Verfassung in den königlichen Pallast. In einem Zimmer desselben be-

fand sich eben der König mit seinen Räthen versammelt. Unvermuthet trat Becket in das nächste Zimmer, dessen Thore geöffnet waren, setzte sich im Angesichte des Königs nieder, widerrief feierlich die Konstitution von Clarendon, und hielt das Crucifix, als gleichsam seine Schutzwehre, vor. Alles erstaunte über den Stolz und die Kühnheit dieses Mannes; die ganze Versammlung brach in harte Vorwürfe gegen seinen unerträglichen Trotz aus. Doch weder Vorwürfe, noch Drohungen konnten seinen Starsinn brechen. Feierlich berief er sich wegen jeder Strafe, welche man etwa über ihn verhängen möchte, auf den Schutz des Papstes, appellirte sogar in seiner bürgerlichen Angelegenheit an denselben, und verließ hierauf die Versammlung. Der König hatte ihm die Erlaubniß, Northampton sogleich

zu verlassen, versagt; Becket fand aber Gelegenheit, in fremden Kleidern heimlich nach dem festen Lande zu flüchten.

Die erste Person, bei welcher der Erzbischof, wie sich leicht vermuthen ließ, Schutz gegen vorgebliche Unterdrückung, und Unterstützung in seiner Widersetzlichkeit suchte, war der Papst Alexander. Politisch genug gestand der schlaue Mann, er habe sein Erzbisthum Canterbury gegen die heiligen Kanonen von einem Layen erhalten, und legte es hiemit in die Hände des Papstes nieder. Sogleich verlieh ihm dieser nicht nur dasselbe aufs Neue; sondern erklärte sogar in einer besondern Bulle den Richterspruch des Königs für ungültig. Die zwote Macht, bei der Thomas von Becket Schutz fand, war der König von Frankreich. Niemand freute sich der peinlichen Verlegenheit, in

welche sich Heinrich verwickelt sah, und der Gefahr, die ihm drohte, vielleicht mehr, als eben dieser. Die immer mehr anwachsende Macht desselben hatte schon lange sein ehrgeiziges Herz unaufhörlich beunruhiget. Heinrich II besaß ein Gebiet, dessen sich kein englischer König vor ihm rühmen konnte. Nebst dem Königreich Engelland war mehr als der dritte Theil Frankreichs in seinen Händen: von väterlicher Seite Anjou, Touraine, Maine; von mütterlicher die Normandie; durch Heirath hatte er sich Guienne, Poitou, Saintonge, Auvergne, Perigord, Angoumois und Limousin erworben; die Vermählung seines dritten Sohnes Gottfried mit der Tochter Conans, letzten Herzoges von Bretagne verschaffte ihm darauf auch ein Recht auf dieses Herzogthum, dessen er sich nach Conans Tode

als Vormund seines Sohnes wirklich bemächtigte. Alle diese Besitzungen machten ihn zu einem der mächtigsten, und eben darum zu einem der am meisten gefürchteten Königen Europens. Schon lange hatte die Furcht dem Könige von Frankreich die Waffen gegen einen so gefährlichen Nachbar in die Hand gegeben. Eine geraume Zeit hatte er ihn bekriegt. Allein bei aller Anstrengung seiner Kräfte war er nicht im Stande gewesen, ihn zu schwächen. Das Kriegsglück der Gegenpartei hatte ihn gezwungen, die Waffen unverrichteter Dinge niederzulegen. Willkommen war ihm also jetzt die kritische Lage, in welche sich Heinrich von einer andern Seite her gestürzt sah; wenigst sollte, seiner Hoffnung nach, dieser empfindliche Stoß die Macht desselben erschüttern, wo nicht ganz zertrümmern.

Mit Vergnügen erklärte er sich daher auf der Stelle für den Erzbischof, und so bildete sich dann nach und nach zum Vortheile desselben eine mächtige Parthei, welche dem königlichen Ansehen eine fürchterliche Gefahr drohte.

Zwar behielt Heinrich noch immer seinen hohen Muth. In der Meinung, durch Unerschrockenheit und standhaftes Betragen werde er seine Gegner wo nicht gänzlich entkräften, doch wenigst demüthigen können, hob er den Peterspfennig auf; eine Abgabe, welche jährlich an den römischen Stuhl bezahlt wurde, und drohte sogar, ein Bündniß gegen den Papst mit dem erklärten Feinde desselben, dem Kaiser Friedrich I zu schließen. Dennoch war die Furcht des Königs weit mehr gegründet, und stärker, als seine

Hoffnung. Der Papst drohte mit dem Kirchenbanne, der jenen in noch unglücklichere Umstände stürzen konnte; der König von Frankreich unter dem Vorwande des Beistandes gegen die Unterdrückung des Erzbischofes mit einem verderblichen Kriege, oder wenigst mit andern gefährlichen Hofkünsten. In Engelland selber hatte sich die Stimme des Volkes, welches so gern Parthei gegen seine Beherrscher nimmt, besonders aber in einen folgenreichen Enthusiasmus sich hinreißen läßt, wenn es die Sache eines von ihm angebeteten Priesters gilt, unbedingt für den Erzbischof und gegen den König erklärt; auch die Geistlichkeit, welche der Sache des letztern eine Zeit lang standhaft getreu geblieben war, fieng nun an, zu wanken, seitdem Becket durch den Ausspruch des Papstes nicht nur sein Erzbisthum wieder er-

halten, sondern sogar zum päpstlichen Legaten in Engelland ernannt war.

In einem so bedenklichen Zustande erkannte endlich Heinrich doch die Nachgiebigkeit für das beste Mittel, sich aus dem Gedränge zu ziehen, und trug auf einen Vergleich an. Selbst der Papst vernahm heimlich gern einen Antrag, der ihn von der Furcht vor dem ungewissen Ausschlage der Sache befreite; denn der Gedanke an die Möglichkeit einer Verbindung des Königs von Engelland mit dem römischen Kaiser und an das Uebergewicht, welches seine Gegenparthei vielleicht erhalten könnte, beängstigte heimlich sein Gemüth ungeachtet der äußern, scheinbaren Zeichen von Herzhaftigkeit. Es verstrichen indessen doch mehrere Jahre, bis beide Theile sich gänzlich vereinigen konnten. Bald spannte, wie es in solchen

Fällen gemeiniglich geschieht, diese, bald jene Parthei ihre Forderungen zu hoch, und keine wollte zu viel nachgeben. Nach vielen, mehrmalen abgebrochenen Unterhandlungen kam endlich im Jahre 1170 ein Vergleich zu Stand. Becket wurde in sein Erzbisthum wieder eingesetzt, und es wurde ihm zugestanden, daß seine Anhänger mit Entfernung derjenigen, welche während seiner Abwesenheit zu kirchlichen Aemtern wären erhoben worden, dieselben wieder erhalten sollten. Sogar das Recht, die alten Forderungen, welche die Streitigkeit veranlasset hatten, fortzusetzen, war ihm eingeräumt.

Es ließ sich voraussehen, daß dieser Vergleich, den mancher für das Ende der Streitigkeit mochte gehalten haben, eigentlich der Anfang weit schlimmerer Dinge seyn würde. Es ist ein Staats-

fehler, eine Sache zu beginnen, ehe man hinlängliche Gründe hat, daß man sie werde behaupten können; ein noch größerer aber, sie, wenn sie einmal angefangen ist, wieder zurückzunehmen. Dieß gilt dem, der sich zuvor gegen dieselbe gestemmt hat, für einen Beweis der Schwäche, ist für ihn eine Aufforderung zu noch kühnern Schritten. Thomas von Becket zog nach dem Schluße des Vergleiches in Engelland mit einem Stolz ein, welchen gewöhnlich nur derjenige zeiget, der sich mit einem vollkommenen Siege über seinen Gegner brüstet. Kaum war er an seinem Standorte wieder angelangt; so erblickte man an ihm wieder eben den hochmüthigen, störrischen und hartnäckigen Mann, den man zuvor an ihm mit so gerechtem Unwillen erkannt hatte. Der Erzbischof von York hatte zur Zeit, als

der König während der Abwesenheit Beckets aus Furcht vor dem päpstlichen Banne seinen Sohn zum Reichsgehülfen angenommen, denselben gekrönt. Dieser war also der erste Gegenstand, den Beckets Zorn traf; auf der Stelle suspendirte er ihn im Namen des Papstes von seinem Amte. Auf eben diese Art fuhr der übermüthige Mann fort, mit jedem andern zu verfahren, der das Unglück hatte, ihm zu mißfallen. Wer immer während des großen Zwists die Parthei des Königs gehalten hatte, er mochte geistlich, oder weltlich, Bischof oder Minister seyn, den verfolgte er ohne Nachsicht mit dem Kirchenbanne. Die Unzufriedenheit und der Unwille aller Freunde des Königs war allgemein; überall ertönte die Stimme des Mißvergnügens über eine so unerträgliche Despotie; alles eilte zum

Throne hin, und schüttete dort seine bittern Klagen aus.

Der lebhafteste Aerger erfüllte Heinrichs Herz bei den häufigen Nachrichten von dieser traurigen Lage der Sachen; ein tiefes Gefühl des Schmerzens bei dem Gedanken an seine Unvermögenheit, den Grund der so billigen Beschwerden zu heben. Und der ungestümme Hochmuth eines einzigen undankbaren, unbändigen Mannes, rief er mit der innigsten Rührung aus, ist im Stande, mich und mein Reich unaufhörlich zu beunruhigen, ohne daß ich seinem Trotze Einhalt zu thun vermag? In Wahrheit; ich habe keine Freunde um mich; hätte ich die; Becket würde es nie haben wagen dürfen, sich so vieler Beleidigungen gegen mich schuldig zu machen. Eine ernste Stille herrschte auf einmal unter allen anwesenden Hof-

leuten, als der König diese Worte gesprochen hatte, und die Züge eines bangen Kummers über das Mißtrauen des Königs auf ihre Treue erschienen sichtbar auf eines jeden Gesicht. Unter allen war diese Rede besonders vier Edelleuten, wie dieses die plötzliche, auffallende Veränderung in ihren Mienen verrieth, tief durch die Seele gedrungen. Mit einem bedeutenden Blick sah einer den andern an, gleich als läse ein jeder aus dem Auge des andern seinen geheimen Gedanken. Ihre ganze Verfassung verrieth eine Stimmung, wie wenn sie einen mächtigen Drang fühlten, etwas Großes zu unternehmen. Mit sichtbaren Merkmalen innerlicher Unruhe begaben sie sich bald von der Versammlung weg, und nach einer kurzen Unterredung, worin sie sich in demjenigen mündlich vereinigten, was ihnen

schon ihre Blicke gesagt hatten, eilten sie nach Canterbury, dem Wohnorte des Erzbischofes.

Man hatte aus ihren Mienen, aus ihren Gebehrden, aus Worten, die ihnen entfallen waren, kurz, aus allem abnehmen können, daß sie den Plan einer außerordentlichen That mit sich forttrugen. Bekümmert schickte ihnen der König, der nichts Gutes ahndete, Eilboten nach, um sie von jeder gefährlichen Unternehmung, die sie etwa unter sich beschlossen haben mochten, zurückzuhalten. Allein es war bereits zu spät. Der Erzbischof befand sich eben in der Kirche, und hielt die Vesper; da drangen die vier Edelleute mit ihrem Gefolge bis zum Altare hin, und versetzten ihm mehrere Hiebe auf das Haupt, daß er sogleich todt zur Erde sank.

Diese unglückliche Begebenheit, die sich am 29sten December 1170 ereignete, hatte bisher noch gefehlt, um Heinrichs Zustand noch bedenklicher zu machen. Kaum hatten ein Paar aus dem Volke die Nachricht von der Ermordung ihres angebeteten Erzbischofes ihren Brüdern mitgetheilt, als sich dieselbe durch die ganze Stadt augenblicklich, wie ein wildes Feuer, verbreitete. In ganzen Haufen lief alles in größter Eilfertigkeit herbei, und drängte sich in die Kirche hinein, die Leiche des Mannes, den der stets nach äußerlichem Schimmer urtheilende Pöbel für heilig gehalten hatte, oder wenigst die Stelle zu sehen, wo er sein Leben verloren. Die einen arbeiteten sich bis zu Altare hin, küßten den Ort, wo er gefallen, tauchten ihre Hände in sein Blut, und bekreuzigten sich mit demselben

wie mit der Reliquie eines Heiligen. Andere, die durch die Menge nicht durchdringen konnten, faßten ihren Posten auf Bethstühlen, oder kletterten an den Gittern hinauf, um das Schauspiel wenigst zu sehen. Abwechselnd erfüllten Ausdrücke des Mitleids, Ausdrücke der Erbitterung, Seufzer, Klagen, Gebete, Lärm von hundert neugierigen Fragen und eben so vielen schwankenden Antworten die Kirche. Die Geistlichkeit, die ihr Interesse dabei fand, den Mann zu vergöttern, der ihre Vortheile verfochten hatte, brach in laute Klagen über das Unglück aus, pries allenthalben seine Heiligkeit, und nährte und verstärkte den Jammer des Volkes. Schlau benützte dieselbe den günstigen Zeitpunkt der ersten Hitze, wo die Leidenschaft alles vergrößert, und so gern sich Gedanken von außerordentlichen Umständen überläßt. Er

sei, hieß es, schon vor dem Leichenbegängniß vom Sarge aufgestanden, und habe die zu dieser Feierlichkeit erfoderlichen Lichter selbst angezündet, und ehe er noch in das Grab gesenket wurde, habe er noch seinen Arm ausgestreckt, und dem Volke den Segen gegeben. In ganzen Schaaren wallfahrtete das Volk zu seiner Ruhestätte, und man erzählte sich mit bedeutender Miene, gleich als hätte man sich mit seinen eigenen Augen davon überzeugt, daß Menschen, Kühe, Pferde und Hunde bei seinem Grabe vom Tode wieder erwachet seien. So fest war man von seiner Heiligkeit überzeugt; so zuversichtlich betrachtete man ihn als einen Märtyrer der Sache Gottes.

Aber die Folgen dieser traurigen Ereigniß, fielen, wie sich leicht vermuthen ließ, auf den König zurück, den man

für den Anstifter des Mordes hielt. Vergebens schloß sich Heinrich im tiefen Gefühle des Grams in seinem Zimmer ein, gestattete keinem seiner Diener den Eintritt, wie der Schmerz gemeiniglich die Einsamkeit liebet, und nahm einige Tage keine Speise zu sich. Niemand wollte sein Betragen für das unverdächtige Zeichen einer wahrhaften Betrübniß erkennen. Man hielt es für Verstellung; ohne Schonung legte man ihm die Schuld dieses Mordes bei. Das erbitterte Volk lärmte, die Geistlichkeit drohte. Schon sah der König mit banger Erwartung dem Kirchenbann entgegen; denn sein alter, eifersüchtiger Feind, der König von Frankreich, hatte sogleich diese günstige Gelegenheit, ihm zu schaden, ergriffen, und den Papst dringend aufgefodert, den Mord des Erzbischofes mit dem geistlichen

Schwerte zu rächen. Er stellte es demselben als eine ausgemachte Wahrheit vor, daß Heinrich der Urheber desselben gewesen sei. Doch dieser schickte ohne Verzug eine Gesandtschaft nach Rom, und ließ daselbst seine Unschuld betheuern. Diese Versicherung, noch mehr aber die Ehrerbietung, die er diese Zeit über gegen den Papst erwies, und die reichen Geschenke, die er ihm machte, besänftigten den Papst und retteten den König. Letzterer versprach, alle Foderungen des römischen Stuhles mit vollkommener Unterwürfigkeit genau zu erfüllen, und so ward dieser gefährliche Zwist glücklich geendiget.

Anstatt daß es also dem Könige von Frankreich gelungen wäre, Heinrichs Macht bei dieser Gelegenheit niederzudrücken, mußte er vielmehr mit Verdruß zusehen, wie sich dieselbe in kurzer Zeit

nach der Beilegung der Streitigkeit noch mehr vergrößerte. Die Veranlassung dazu gaben selbst die Beherrscher jenes Landes, durch dessen Erwerbung er sich bereicherte.

Ireland, diese gegen Abend gelegene, von Engelland getrennte Insel, war schon sehr frühezeitig mit dem Christenthume und durch die Mönche, welche sich dort niedergelassen, und Schulen angelegt hatten, mit den Wissenschaften bekannt geworden. Durch fleißige Cultur derselben war man in dieser Insel damit bald so weit gekommen, daß sie gleichsam die Lehrmeisterin von einem großen Theil Europens wurde, wohin sie einige ihrer Gelehrten, wie Missionärs, ausschickte, welche dort die damals gangbare Gelehrsamkeit gleichfalls verbreiteten. Nach und nach hatten die Einwohner dieses Landes

auch in verschiedenen Künsten, und in der feinern sittlichen Bildung manchen beträchtlichen Schritt vorwärts gethan. Aber weit früher, als es bei manchem andern Volke, das im Steigen begriffen ist, sich ereignet, und ehe Ireland noch zu einer beträchtlichen Höhe emporgeklimmt war, sank es wieder herab. Die wiederholten, verheerenden Einfälle der Einwohner von Northumberland, und der Dänen verwandelten das Land beinahe in eine Wüstenei; die Einwohner verließen ihre unsichern Wohnplätze, und retteten sich in die Wälder; die Städte verfielen, mit denselben auch die Gelehrsamkeit, die Künste, die Gewerbe, die feinern Sitten; die Nation verfiel wieder in den ehemaligen Zustand einer tiefen Unwissenheit und Barbarei. Was ihre Lage noch vollends verschlimmerte, war die Uneinigkeit unter

ihren eigenen Fürsten, wovon einer den andern unaufhörlich bekriegte, oder wenigst auf eine andere Art zu unterdrücken suchte.

Zur Zeit Heinrichs II, Königs von Engelland, herrschten vorzüglich fünf Fürsten über Ireland; die Bezirke, die ihnen gehorchten, waren Leinster, Meath, Munster, Ulster und Connaught. Jeder derselben war für sich Herr seines Landes; doch in Kriegen gegen einen gemeinschaftlichen Feind führte gewöhnlich einer aus ihnen das Heer an, und wurde dann auch im Frieden als das gemeinschaftliche Oberhaupt des ganzen Landes betrachtet. Uebrigens waren sie alle unabhängig von auswärtiger Oberherrschaft. Diese nicht unzweckmäßige Verfassung wurde jetzt unvermuthet durch eine Privatstreitigkeit gestört, und ihre schätzbare Unabhängigkeit

gieng für immer verloren. Dermot Mac Morrogh, König von Leinster, hatte die Gemahlin des Königs von Meath entführt und entehret. Empfindlich durch diesen Frevel beleidiget, verband sich dieser unverzüglich mit dem Oberhaupte der Insel, dem Könige von Connaught, Roderich O Connor. Mit vereinigter Macht drangen beide sogleich in desselben Land ein, und vertrieben ihn ohne große Mühe. Unvermögend, sich durch eigene Macht wieder in den Besitz zu setzen, und ohne Hoffnung an Beistand von seinen Landsleuten, flüchtete sich der Vertriebene nach Guienne zum Könige von Engelland, Heinrich II. Diesen flehte er sehnlich um Hülfe, und um ihn desto zuverläßiger zu gewinnen, trug er zum Lohne sein Königreich der Krone Engelland zu Lehen an.

Eine so wichtige Anerbietung, deren Erfüllung eine Eroberung des ganzen Landes nach sich ziehen konnte, war für den nie rastlosen Ehrgeiz eines mächtigen Königs zu schmeichelhaft, um sie zu verwerfen. Schon im Jahre 1156 hatte der Pabst Adrian IV dem Könige in einer förmlichen Bulle das Recht ertheilet, diese Insel, gleich als wäre sie sein Eigenthum gewesen, zu erobern. Mit Grunde hatte er durch diese Schenkung seine geistliche Gerichtsbarkeit auch in diesem Land auszubreiten, und Einkünfte aus demselben zu ziehen gehoffet. Aber Heinrich hatte damals auf dem festen Lande zu thun, und auch jetzt gestatteten ihm seine Umstände nicht, sogleich in Person nach Ireland aufzubrechen. Er überließ daher die Ausführung dieser Angelegenheit einigen seiner Edelleute. Der:

mot Mac Morrogh, durch einen offenen Brief des Königs dazu bevollmächtiget, ließ sich sogleich in Unterhandlungen mit einigen aus denselben ein, versprach dem Grafen Pembrocke, Richard dem Starkbogen, die Vermählung mit seiner Tochter Eva, und die künftige Erbschaft seines ganzen Gebiets, den englischen Vasallen Robert Fitzstephen und Moritz Fitzgerald den Besitz der Stadt Wexford und des herumliegenden Landes; kurz, einem jeden das, was ihm angenehm war, und brachte auf solche Art einen förmlichen Vertrag mit ihnen nach seinem Wunsche zu Stand. Die ersten, welche, ihrem Versprechen getreu, im Jahre 1172 den Zug nach Ireland unternahmen, waren Robert Fitzstephen, hierauf Moritz Pendergast. Ersterer brachte nur 130 Ritter, 60 Es-

quire und 300 Schützen; letzterer nur 10 Ritter und 60 Schützen mit sich. Und eine so geringe Zahl von Abentheuerern durfte sich doch der Stadt Wexford nur nähern, um sie sogleich zu erobern. Bald darauf folgte ihnen Moritz Fitzgerald mit einer Verstärkung von 150 Mann nach, und nun fuhren sie in ihrer Unternehmung mit vereinigten Kräften weiter fort. Das Oberhaupt der kleinern Fürsten, Roderich O Connor, der ihnen Widerstand thun wollte, wurde geschlagen, der Fürst von Ossory gezwungen, sich zu unterwerfen, Dermot in sein Land wieder eingesetzt. Alles dieses geschah in der größten Geschwindigkeit, und noch war Richard, Graf von Pembrocke, nicht angelangt, als schon alles vollendet war. So sehr hatte der Schrecken sich eines rohen, im Kriege ungeüb-

ten, halb verwilderten Volkes bemächtiget. Als endlich auch Richard mit 200 Rittern und eben so vielen Schützen, von welchen er 10 Ritter und 70 Schützen unter der Anführung Raymunds vorangeschickt hatte, in Ireland erschien, galt es nun schon nicht mehr die Wiedereinsetzung des vertriebenen Königs, sondern die Eroberung des ganzen Landes. Denn Dermot gieng mit dem stolzen Gedanken um, sich alles zu unterwerfen. Die kühnen Ritter durchzogen mit schnellen Schritten ganz Ireland, und überall eilte der Schrecken ihren siegreichen Waffen voran. Wo sich nur ein englischer Krieger sehen ließ, da flohen die Eingebornen in ganzen Schaaren. Der blosse Anblick fremder tapferer Ritter, dessen sie in ihrer Abgeschiedenheit von der übrigen Welt ungewohnt waren, entwaff-

nete ihr Heer und ihre Hände. In kurzer Zeit fiel Waterford durch freiwillige Uebergabe, Dublin durch Sturm in ihre Hände, und kaum sollte man glauben, daß eine Armee die Insel mit blossem Marsche geschwinder durchwandern könne, als die Engelländer dieselbe eroberten. Richard, Graf von Pembroke erhielt nun dem Vertrage gemäß die Früchte der Eroberung, die er eigentlich vollendet hatte: Evens Hand, und bald darauf nach Dermots Tode die Herrschaft über das Königreich Leinster.

Dem Könige Heinrich II, der seine Macht so gern durch die Erwerbung Irelands vergrößert hätte, ward heimlich bange über den glücklichen Erfolg, den die abendtheuerliche Unternehmung einer Hand voll englischer Ritter hatte. Daß Richard von Pembroke nun Herr von

Leinster war, verursachte ihm hundert unruhige Gedanken; gewiß glaubte er, derselbe werde sich die Alleinschaft nicht nur über diese Provinz, sondern über ganz Ireland anmaßen, und ihm seinen Plan vereiteln. Ohne Verzug beschloß er daher, in eigener Person nach Ireland zu gehen. Aber Richard dachte edel genug, sich dem Könige freiwillig zu unterwerfen, und dieser durfte sich nur auf dieser Insel zeigen, so huldigte ihm alles ohne Widerspruch. Nur die Provinz Ulster wurde erst später bezwungen. Auf solche Art gelangte die Krone Engelland zum Besitze Irelands, worin sie sich bis zum heutigen Tag erhielt.

Nichts schien nun zu fehlen, um Heinrichs Regierung glücklich, und ihm sein Leben angenehm zu machen. Selbst das Königreich erholte sich sichtbar während

des wohlthätigen Genusses der Ruhe; und wenn gleich die Eroberung Irelands in seinem unbedeutenden Zustande der Rohheit und Armuth noch zur Zeit wenig Gewinn abwarf; so ließen sich doch schätzbarere Früchte in der Zukunft voraussehen. Aber unglücklicher Weise störte sehr bald ein Familienzwist die Ruhe des Königs, und mit derselben zugleich die Ruhe des Königreichs. Eben zur Zeit, da Heinrich persönlich das Vergnügen genoß, sich in Ireland huldigen zu sehen, entwickelte sich zu Hause der Keim eines Krieges mit seinen Söhnen. Vermöge seiner Anordnung sollte nach seinem Tode sein zweiter Sohn Richard Guienne und Poitou erhalten; der dritte, Gottfried war bereits Herr von Bretagne; für seinen vierten Sohn Johann hatte er Ireland, und für den ältesten Heinrich

das Königreich Engelland, die Normandie, Anjou, Maine und Touraine bestimmt. Letzterer war ein Prinz von außerordentlichem Hochmuth, und unersättlichem Ehrgeiz. Niemand konnte ihm Ehre genug erweisen, um seinen Stolz zu befriedigen. Vielleicht waren seine übrigen guten Eigenschaften, wodurch er sich bei dem Volke beliebt machte, seine Leutseligkeit, seine Liebe zur Pracht, sein Muth nur ein schlauer Kunstgriff des Ehrgeizes, seinen Anhang dadurch zu verstärken, sein Ansehen und seine Macht zu vergrößern. Schon zur Zeit, als er zum Könige von Engelland gekrönt worden, und sein Vater ihm bei der Ueberreichung des Bechers an der Tafel gesagt hatte, noch nie habe ein König eine so vornehme Bedienung gehabt, hatte er seinen Stolz auf eine höchst beleidigende Art zu erkennen gegeben, indem

er antwortete: es sei eben nichts außerordentliches, daß der Sohn eines Grafen den Sohn eines Königs bediene. Seit dieser Zeit stieg sein Ehrgeiz immer höher; er glaubte, noch immer zu wenig erhoben zu seyn; er begnügte sich nicht mit der Anwartschaft auf die ihm angewiesenen Länder; er wünschte sich schon jetzt im Besitze der Herrschaft zu sehen. Seinem Beispiele folgten bald zween seiner übrigen Brüder, Gottfried und Richard Ohne Scheu wandten sie sich an ihren Vater, und foderten mit trockenen Worten, daß er ihnen die Herrschaft über die ihnen bestimmten Länder sogleich abtrete. Als ihnen ihr Vater, wie leicht zu vermuthen war, diese sonderbare Foderung abschlug; verließen sie heimlich seinen Hof, und giengen nach Frankreich. Auch ihre Mutter, die Königin Eleonore war

bereits im Begriffe, sich in Mannskleidern dahin zu flüchten; aber noch zu rechter Zeit ward sie ergriffen und in Verhaft genommen.

Diese mit ihrem Gatten äußerst mißvergnügte Dame war die vornehmste Triebfeder der Empörung der Söhne gegen ihren Vater. In Heinrichs Herzen war die Neigung zu ihr allmählig erloschen, und er hatte seit geraumer Zeit mit einem andern Frauenzimmer einen zu vertraulichen Umgang gepflogen. Dieser Fehltritt stürzte den König an den Rand des Verderbens hin. Aufs empfindlichste gereitzt, kannte Eleonorens Eifersucht keine Grenzen in dem Bestreben, die Untreue ihres Gatten zu rächen. Zuerst versuchte sie, ihre Söhne gegen ihn aufzuwiegeln. Es sey unbillig, daß sie, Söhne eines mächtigen Königs, Erben und Herrn an;

sehnlicher Ländereien sich immer nur mit dem leeren Titel begnügen müßten, eine Ungerechtigkeit, daß man ihnen die Herrschaft vorenthalte. Alter und Klugheit machten sie bereits fähig, die Länder selbst zu regieren; sie sollten es ja nicht länger mehr dulden, in dem Zustand einer verächtlichen Dunkelheit zurückgesetzt zu bleiben, sondern vielmehr einen beherzten Schritt thun, und mit Nachdruck zurückfodern, was ihnen unstreitig gebühre. Durch diese und ähnliche Vorstellungen setzte sie dem jungen Heinrich, dessen Ehrgeiz ohnehin keiner Nahrung bedurfte, und seinen übrigen Brüdern so lange zu, bis dieselben, erhitzt durch hohe Gedanken, und erbittert über ihres Vaters abschlägige Antwort sich in aufrührischer Absicht in die Arme des Königs in Frankreich warfen.

Dem Könige Ludwig VII war diese Ereigniß willkommen; sie flößte ihm die entzückende Hoffnung ein, seinen Nebenbuhler doch endlich einmal gedemüthiget zu sehen. Waren die Prinzen schon zuvor gegen ihren Vater aufgebracht, schon voll von Entwürfen, ihn zu bekriegen; so fachte jetzt der König von Frankreich ihren Haß und ihre Kriegslust noch mehr an. In kurzer Zeit brachte die Furcht vieler benachbarter Fürsten vor Heinrichs zu großer Macht ein fürchterliches Bündniß gegen ihn hervor. Auf der einen Seite fielen die Grafen von Flandern und Boulogne, die nebst den Grafen von Blois und Eu zu dem großen Bunde getreten waren, seine französischen Länder an, auf der andern der König von Frankreich mit einem zahlreichen Heere, welches die Gegenwart und die Ermunterun-

gen der aufrührischen Prinzen belebten. In Bretagne selbst empörten sich die Freiherrn zum Vortheile derselben, und ergriffen die Waffen. Und obwohl Heinrich II auf seine Feinde mit einer ziemlich beträchtlichen Macht, und mit noch weit größern Muth ungesäumt losgieng; obwohl er die verschiedenen Abtheilungen der Feinde in verschiedenen glücklichen Gefechten mehrmalen schlug, und sie zwang die Belagerung einiger Festungen aufzuheben; so war doch die Gefahr noch immer dieselbe; denn während daß er mit seinen Feinden in Frankreich focht, that ein anders Mitglied des Bündnisses, Wilhelm König von Schottland dem gemachten Entwurfe zu Folge, mit 80,000 Mann einen Einfall in die nördliche Gegend Engellands, und nöthigte den König, mit forcirten Märschen zur Hülfe dahin

zu eilen. Eine kräftige Gegenwehre war äußerst nöthig; denn wirklich war auch ein Haufen Flanderer unter der Anführung des Grafen von Leinster in Suffolk eingedrungen, und es hatte bereits das Ansehen, daß sie in Kurzem einen mächtigen Anhang von englischen Großen erhalten dürften. Von allen Seiten her sah sich Heinrich im größten Gedränge. Die Freiherrn, heimlich mißvergnügt über einen König, dessen Thätigkeit und männlicher Ernst ihren ausschweifenden Hang zur Freiheit im Zaume hielt, dessen Wachsamkeit und feste Standhaftigkeit sie hinderte, den Meister über ihn zu spielen, sahen gern, daß derselbe in verdrießliche Händel verwickelt wurde, die seinen Muth und seine Macht herabstimmen konnten, und waren bereit, sich öffentlich wider ihn aufzulehnen. Die Geistlichkeit, von

gleichen Absichten geleitet, zog den an Bäcket verübten Mord aus der Vergessenheit wieder hervor, und das Volk, an diese Geschichte erinnert, gerieth von Neuem in eine religiöse Schwärmerei, welche gefährliche Folgen drohte. Kurz, Heinrich sah sich aufs äußerste gebracht, und unternahm, um das fürchterliche Ungewitter von sich abzuwenden, eine Wallfahrt zum Grabe des heiligen Thomas von Canterbury. Baarfuß näherte er sich dem für heilig gehaltenen Orte; einen ganzen Tag brachte er, ohne eine Speise zu sich zu nehmen, mit Beten zu; die ganze Nacht wachte er bei den Reliquien des Heiligen, und nach allen diesen frommen Uebungen ließ er sich durch eine Anzahl Mönche, die er selbst in dieser Absicht versammelt hatte, geißeln. Eine Schenkung von funfzig Pfund Sterling

an das Kloster söhnte ihn dann vollends mit der Geistlichkeit aus.

Diese Aussöhnung hatte für ihn sehr glückliche Folgen. Zur nämlichen Zeit, die er den Bußübungen am Grabe des Heiligen gewidmet, hatten seine Leute einen beträchtlichen Sieg über die Schottländer erfochten, und sogar den König derselben gefangen genommen. Ein so auffallendes Glück gerade in dem wichtigsten Zeitpunkt wirkte auf Heinrichs Schicksal überaus vortheilhaft. In den Augen des abergläubischen Volkes war ein so unerwarteter Sieg einer Parthei, die man schon für verloren gehalten hatte, ein augenscheinlicher Beweis, daß Gott und der heilige Thomas von Canterbury wieder versöhnt seien, und niemand anderer war es, als dieser Heilige, dessen starker Arm die Feinde geschlagen hatte. Das

Vertrauen auf einen so mächtigen Beistand vom Himmel herab erweckte auf einmal wieder den Muth seiner alten Anhänger, und verschaffte ihm neue. Seine Sache gewann täglich ein bessers Aussehen, und so geschah es, daß sich im Jahre 1174 auch die widerspenstigen Baronen dem Könige durch Abtretung ihrer Festungen unterwarfen, und dadurch eine vollkommene Ruhe in das Königreich wieder zurückkehrte. Die Frucht so vieler und großer Drangsale war in eben diesem Jahre ein Lehenseid, den Wilhelm, König von Schottland mit seinen Edelleuten und Prälaten der Krone Engelland leisten mußte. Bald erfolgte auch ein Waffenstillstand mit Ludwig VII, und endlich ein förmlicher Friede mit diesem Könige, und mit seinen eigenen Söhnen. Letztere erhielten nebst gewissen Jahrgeldern einige

Festungen zu ihrem Aufenthalt, und Vergebung für sich und ihre Anhänger.

Doch die Güte des Vaters machte keinen Eindruck auf die verwilderten Herzen der Prinzen. Erst geriethen sie in Familienangelegenheiten selbst an einander, und als Heinrich Ruhe stiften wollte, verbanden sie sich mit einander gegen ihn. Richard weigerte sich, seinem ältern Bruder Heinrich wegen Guienne zu huldigen, und dieser machte bereits Anstalten zum Kriege. Als sein Tod im Jahre 1183 dem Streit ein Ende machte, und der König verlangte, daß Richard gegen die Erbschaft, die ihm von jenem zufiel, Guienne seinem jüngsten Sohne Johann abtreten sollte, trat Gottfried mit Ansprüchen auf Anjou auf, und suchte, als er eine abschlägige Antwort erhielt, Unterstützung am Hofe des Königs von

Frankreich. Ehe aber der Krieg ausbrach, verlor er in einem Turnier das Leben. Dieser Todesfall zog eine neue Irrung nach sich. Denn als der König von Engelland die Vormundschaft über Arthurn, Gottfrieds hinterlassenen Sohn übernahm, dem Bretagne als Erbtheil zugefallen war; setzte sich ihm Philipp II, König von Frankreich sogleich mit Nachdruck entgegen. Zu gleicher Zeit drang Heinrichs Sohn Richard, von Philipp gewonnen, und in Verbindung mit ihm, ungestümm auf die Vollziehung seiner Vermählung mit Adelheid, einer Schwester des französischen Königs, welche sein Vater bisher immer gehindert hatte. Der wilde Troß dieses ausgearteten Sohnes gieng so weit, daß er mit Philipp II ein förmliches Bündniß schloß, und seinen Vater bekriegte.

Heinrich II war eben im Begriffe, seinem Versprechen gemäß, das er dem Papste bei seiner Aussöhnung mit ihm gethan hatte, einen Kreuzzug in das gelobte Land zu unternehmen, als von dieser Seite das Feuer ausbrach, und ihn hinderte, seinen Entschluß zu vollziehen. Selbst das gemeine Mißvergnügen Europens, welches sich über die ungerechte Störung eines für so heilig gehaltenen Vorhabens ärgerte, selbst der päpstliche Bannfluch, welcher auf Richarden fiel, und das Interdikt, womit Philipp belegt ward, hielten die kriegerische Hand weder des einen, noch des andern vom Gebrauche der Waffen zurück. Das Glück, welches so oft die größten Vortheile denjenigen zuwirft, welche sie am wenigsten verdienen, begünstigte auch dießmal diejenige Parthei, auf deren Seite die Un-

gerechtigkeit war. Die Treulosigkeit der Befehlshaber des Königs von Engelland beförderte ihre Siege, und nachdem derselbe eine Festung nach der andern verloren hatte, mußte er froh seyn, daß der Herzog von Burgund, der Graf von Flandern und der Erzbischof von Rheims im Jahre 1189 einen Vergleich vermittelten. Heinrich mußte zugeben, daß die Vermählung Richards mit der Prinzessin Adelheid vor sich gehe, und daß derselbe noch im Leben seines Vaters zum König von Engelland gekrönet werde; der König von Frankreich foderte 20,000 Mark für die Kriegskosten, welche Heinrich bezahlen mußte, und die Baronen dieses leztern mußten sogar geloben, sich mit Philipp und Richard wider ihn zu verbinden, wenn er dem Vertrage nicht nachkommen würde. Allen Anhängern

Richards endlich ward eine vollkommene Amnestie zugestanden. Als der König von Engelland das Verzeichniß derjenigen Freiherrn durchlas, die sich mit seinem treulosen Sohne wider ihn verbunden hatten, und sogar seinen jüngsten, innigst geliebten Sohn Johann oben an auf der Liste erblickte; so bemächtigte sich seiner auf einmal ein Erstaunen, das ihm den Gebrauch aller Sinnen raubte. Sprachlos und völlig betäubt blieb er einige Minuten. Als er aber wieder zu Gedanken kam; riß ihn der höchste Grad von Verzweifelung zu den heftigsten Verwünschungen hin, die er nie wieder zurücknahm. Verflucht sei der Tag seiner Geburt, rief er aus; verflucht seien meine undankbaren Kinder!

In einen so marternden Zustand der Seele versank ein Fürst, dessen Kopf und

Herz, wenn er gleich von großen Fehlern nicht frei war, dieselben doch durch umgleich mehrere Tugenden ersetzte. Ein kluger, gewandter Staatsmann, wißbegierig und ein Freund der Gelehrsamkeit; ein weiser Gesetzgeber, und ein eben so tapferer Krieger, trug er, so lange die Stürme der Zeit es nicht untersagten, vieles zur Aufnahme der Kultur in Engelland bei. Seiner wachsamen Gerechtigkeitsliebe und seinem männlichen Ernst dankte das Königreich die Schwächung des Faustrechts und seine Sicherheit. Unerbittlich war seine Strenge, wenn sie die Nothwendigkeit foderte; doch gieng seine Strenge nie in Härte über. Zwar auch zu herrschsüchtig, um die Gesetze und das Herkommen des Landes zu ehren, that er oft gerade das Gegentheil. Er erneuerte die beliebten Gesetze Eduards des

Bekenners, und befolgte sie nicht. Um seine Einkünfte und seine Macht zu vergrößern, führte er zuerst eine Abgabe von den beweglichen Gütern aller seiner Unterthanen ein. Die Söldner, die seine Vasallen durch eine besondere Abgabe ihm unterhalten mußten, waren den Absichten eines Fürsten, welcher nach willkührlicher Gewalt strebet, gewissermassen günstiger, als der sonst gewöhnliche, sehr oft unsichere Dienst der Vasallen, welche manchmal nur, wenn es ihnen beliebte, mit dem König in den Krieg zogen, manchmal wohl gar aus Eifersucht heimlich mit dem Feinde verstanden waren. Aber bei allem diesen litt das Königreich wenig durch ihn, weit mehr durch auswärtige und einheimische Feinde. Uebrigens war er leutselig im Umgange, überzeugend und rührend, wenn er seiner Beredsamkeit

freien Lauf ließ, edelmüthiger, als seine Feinde, die er auch im Zustande seiner Vielvermögenheit öfter schonte, als züchtigte.

Als sein Sohn, der ihm nach dem Tode desselben 1189 unter dem Namen Richards I oder Löwenherz auf dem Throne folgte, von ungefähr in die Kirche trat, wo seines Vaters Leiche ausgesetzt war, floß nach dem Berichte der Jahrbücher Blut aus dem Munde und aus den Nasenlöchern derselben. Bei dem schrecklichen Anblicke erbebte er in seinem Innern. Ich bin der Mörder meines Vaters! rief er, und seine Verzweifelung äußerte sich in dem heftigen Tone, in welchem er diese Worte ausstieß, und in seinen wilden Geberden. Er bewies auch seine Reue über sein ungerechtes Betragen gegen seinen Vater gleich nach dem Antritte

der Regierung dadurch, daß er alle diejenigen, die ihn zuvor gegen denselben gedient hatten, vom Hof entfernte. Vielleicht auch zum Theil in der Absicht, die große Sünde, die er durch die Empörung gegen seinen Vater begangen, abzubüssen; noch weit wahrscheinlicher aber aus angebornem Hang zu bewunderswürdigen kriegerischen Thaten entschloß er sich zu einem Kreuzzuge in das heilige Land. Aber eben dieser Entschluß gereichte dem Königreiche und ihm auf verschiedene Art zum Nachtheile.

Um sich hinlängliche Mittel zu einem so kostspieligen Unternehmen zu verschaffen, verkaufte er die wichtigsten Aemter im Königreiche, ja sogar Güter und Einkünfte der Krone, Schlösser, Freiheiten und Würden. Sogar die Oberherrschaft über Schottland überließ er nebst zwoen Festun-

gen dem Könige dieses Reiches gegen die Summe von 10,000 Mark. Gleichergestalt erpreßte er von dem Volke große Summen Geldes auf verschiedene Art. Dadurch litt nicht nur jeder einzelne, welcher bezahlen mußte, sondern auch der Staat im Ganzen genommen. Die wichtigsten Stellen wurden mit unfähigen, oder stolzen und hartherzigen Menschen besetzt, welche mehr Böses als Gutes stifteten; der Würdige blieb davon ausgeschlossen. Das Beste der Unterthanen ward vernachlässiget; jeder Beamte drückte das Volk nach Belieben, jeder handelte nach seiner Laune, oder nach seinen ehrgeizigen Absichten, und stürzte dadurch das Reich in Verwirrung.

Die schlimmen Folgen dieser Verfassung brachen bald aus, während daß sich Richard in Gesellschaft mit dem Könige

von Frankreich im gelobten Lande befand. Ersterer hatte die Regierung während seiner Abwesenheit zweenen Prälaten übertragen, dem Bischofe Hugo von Durham, und Longchamp von Ely, wovon dieser des Königreiches Kanzler und päpstlicher Legat war, jener das Richteramt nebst der Grafschaft Northumberland an sich gekauft hatte. Beide machten sich durch zwo ganz entgegengesetzte, aber dem Staate gleich verderbliche Eigenschaften bekannt, Hugo durch Unwissenheit, Longchamp durch Stolz. Ersterer suchte, so viel er konnte, seine Habsucht, letzterer seinen Ehrgeiz und seinen Durst nach Alleinherrschaft zu befriedigen. In solchen Umständen konnte das Band der Eintracht nicht lange unzertrennt bleiben. Longchamp faßte eine unversöhnliche Feindschaft gegen seinen ihm ausstehlichen

Mitregenten. Nachdem er eine Zeit lang mit kränkender Eifersucht auf ihn hingesehen, wagte er endlich einen kühnern Schritt, und ließ ihn gefangen setzen. Hugo ward nicht eher losgelassen, als bis er seine Freiheit durch einen förmlichen Verzicht auf seine Mitregentschaft erkaufet hatte. Fruchtlos waren die Klagen desselben, die er an den weit entfernten König schickte; fruchtlos die königlichen Befehle, ihn wieder in den Besitz seines Amtes zu setzen. Longchamps Uebermuth setzte sich über alle Furcht weg; er behielt die Alleinherrschaft in seinen Händen.

Da alles über diese herrschsüchtige, ungerechte Anmassung murrte, trat endlich Richards Bruder Johann im Vertrauen auf den Beistand des unzufriedenen Volkes als Gegner öffentlich gegen

ihn auf. Er berief eine allgemeine Versammlung der Geistlichkeit und der Freiherrn nach Reading, und schickte dem Bischofe Longchamp den Auftrag zu, sich vor derselben zu stellen und zu verantworten. Allein der stolze Prälat schloß sich dafür in dem Tower zu London ein, und bot seinen Feinden Troz. Als er sich aber dort nicht ganz sicher glaubte, floh er heimlich in Frauenkleidern auf das feste Land. An seine Stelle ward hierauf der Erzbischof von Rouen zum Oberrichter ernannt. Doch alles dieses war gleichsam nur das Vorspiel noch wichtigerer Auftritte. Johann hatte sich dem Bischof eigentlich nicht darum widersetzt, um den Despotismus desselben zu züchtigen; er gieng mit höhern Absichten um. Von seinem Vater hatte er kein Gebiet geerbt, daher man ihn Johann ohne Land

nannte. Sein Bruder Richard war nach seiner Thronbesteigung freundschaftlich genug, ihm sechs Grafschaften zu schenken, und überdieß noch durch verschiedene andere Einkünfte aus dem Zustand eines unbedeutenden Daseyns herauszuziehen. Aber für ihn war dieses zu wenig; er wünschte sich einen Antheil an der Regierung, und sah in der Folge mit Aerger seinen Wunsch vereitelt. Dieß ist eigentlich der Grund, warum er an der Spitze einer Parthei, die er gewonnen, gegen den Bischof Lonchamp öffentlich auftrat. Nicht, weil er die gerechte Sache schützen und die Unterdrückung des Bischofes Hugo aufheben wollte, that er dieß; sondern weil er die Ehre der Regierung jedem andern mißgönnte.

Während daß dieses in Engelland vorgieng, hatte Richard den König von

Frankreich durch einige Reden und Handlungen, wie es schien, eigentlich aber noch mehr durch seinen kriegerischen Ruhm, und durch seine glücklichen Fortschritte in ihrem Kreuzzuge beleidiget. Durch seine eben so bewundernswürdige Herzhaftigkeit als große Geschicklichkeit in den Waffen, hatte er sich erst an den Sicilianern, die ihn muthwillig angegriffen, durch die Einnahme von Messina gerochen, hierauf sich der Insel Cypern bemächtiget, und selbige für sich selbst in Besitz genommen, und endlich Ptolemais erobert. Das erste zog ihm die Feindschaft des Königs in Frankreich zu, weil dieser die Stadt Messina als sein Quartier, und folglich Richards Unternehmen als einen Eingriff in seine Rechte betrachtete; sein übriges Glück, besonders der große Zuwachs an Macht durch die Besitznehmung Cyperns

erregte die ohnehin nie ruhende Eifersucht des französischen Königs aufs Neue. Die Mißhelligkeit zwischen beiden, und besonders die Unzufriedenheit des letztern stieg zu einem so hohen Grade, daß derselbe nicht länger mehr bei der Armee blieb, sondern ohne Verzug wieder nach Frankreich zurückgieng. Von dieser Stunde an gieng er mit dem Gedanken um, wie er dem Könige von Engelland schaden könnte; diese Leidenschaft quälte ihn unaufhörlich, bis er Gelegenheit fand, sie zu befriedigen.

Als Philipp in Frankreich ankam, war Richards Bruder Johann in Engelland eben beschäftiget, vermittelst der Unterdrückung des übermüthigen Bischofes Longchamp eine Veränderung in der Regierung des Königreichs zu bewirken. Dieser Vorfall war dem Könige von Frank-

reich willkommen. Er kannte Johanns Charakter, kannte desselben eigentliche, ehrgeizige Absicht, die Unzufriedenheit dieses Prinzen über seinen dermaligen, im Staate unbedeutenden Stand, seinen Wunsch, sich höher emporzuheben. Vor seiner Abreise aus dem heiligen Lande hatte er zwar dem Könige Richard versprochen, während der Abwesenheit desselben nichts Feindliches gegen seine europäischen Länder zu unternehmen. Aber Johanns Gesinnung verschafte ihm jetzt eine erwünschte Gelegenheit, einen Dritten gegen Richarden aufzustellen, und durch diesen zum Nachtheile des Königs zu wirken. Alle seine Beredsamkeit und Künste bot er auf, ihn zu gewinnen, durch alle erdenkliche Gründe suchte er ihn zu bewegen, dem Könige, seinem Bruder, ja nicht länger mehr unterwürfig zu bleiben, son-

dern sich vielmehr aus dem bisherigen, verächtlichen Zustande eines unbedeutenden Daseyns ohne hervorstechende Würde, ohne Einfluß, ohne gebührenden Antheil an der Regierung durch einen ernstlichen Schritt muthig herausreißen. Er sagte ihm seinen kräftigen Beistand zu; er versprach ihm, nicht zu ruhen, bis er in den Besitz aller Länder seines Bruders jenseits des Meeres gesetzt sei. Durch dringende Vorstellungen, Aufforderungen, Versprechen setzte er ihm mit einer so leidenschaftlichen Beredsamkeit zu, daß Johann wirklich den Entschluß faßte, das große Wagestück auszuführen, und mit dem Könige von Frankreich deswegen in eine förmliche Verbindung trat.

Indessen hatte aber Richards Kriegsglück seinen weitern Fortschritten in Palästina mit der Eroberung der Stadt

Ascalon Grenzen gesetzt; der traurige Zustand seiner noch übrigen, durch Hunger und Strapazen geschwächten Mannschaft hatte ihn in die Nothwendigkeit gesetzt, mit dem saracenischen Fürsten Saladin einen Waffenstillstand auf drey Jahre zu schließen. Sogleich brach er von dem heiligen Lande auf, und trat die Reise nach Engelland an. Dieser Umstand verfinsterte auf einmal die heitern Aussichten derjenigen, die sich wider ihn verbunden hatten. Das gemeine Volk war durch den Schimmer seiner Siege im heiligen Lande in Entzückung und Bewunderung hingerissen, und fühlte eine schwärmerische Neigung zu ihm. Die Geistlichkeit hatte damals eben keinen Beweggrund, ihm ihre Gunst zu entziehen; von den Baronen des Reiches ließ sich wenig Beistand erwarten. Nicht einmal während der

Abwesenheit Richards hatten sie sich bewegen lassen, mit Johann und dem Könige von Frankreich gemeine Sache zu machen, wie viel weniger war ein Abfall zu hoffen, wenn sich ihnen ein Fürst persönlich zeigte, der durch die häufigen Proben seiner außerordentlichen Tapferkeit aller Herzen genommen hatte? Schon entsank den Verbündeten der Muth; schon verzweifelten sie an einem glücklichen Erfolg ihres Planes, als die unerwartete Nachricht nach Engelland kam, daß der König auf dem Wege von den Leuten des Herzoges von Oesterreich ergriffen, und in Gefangenschaft gebracht worden sei.

Diese gewaltsame That hatte eine persönliche Feindschaft des Herzogs von Oesterreich gegen den König zum Grunde. Einige Geschichtschreiber versichern, Richard habe die Fahne des Herzoges von

Oesterreich, der dem Kreuzzuge persönlich beigewohnt hatte, von der Wohnung desselben abreißen, und in ein heimliches Gemach werfen lassen; nach andern hatte er diese Fahne von einem Thurme, den jener eingenommen, schimpflich in den Koth herabstürzen lassen; eine dritte Parthei erzählet die Sache wieder auf eine andere Art. Genug; der Herzog fühlte sich empfindlich beleidiget, und sann von dieser Stund an auf Rache. Als daher der König seinen Rückweg nach Engelland antrat, kam er schon zu Ragusa in Gefahr angehalten zu werden. Es war die Schuld seiner Sorgenlosigkeit, der gewöhnlichen Folge eines offenherzigen Charakters, daß er überall durch zu großen Aufwand sich selbst verrieth. Im Gebiete des Grafen von Görz und in Salzburg ward er dem nämlichen Unfalle ausgesetzt. Endlich

entdeckten ihn im Jahre 1192 des Herzogs Leute in Oesterreich, und nahmen ihn ohne weiters gefangen. Um dieser Gewaltthätigkeit einen noch höhern Grad von Ungerechtigkeit zu geben, belegte man ihn mit Fesseln.

So bald die Nachricht von diesem abscheulichen Vorfalle in Engelland angekommen, zeigten sich sogleich ganz entgegengesetzte Gesinnungen und Wünsche. Johann und die geringe Zahl seiner Anhänger nebst dem Könige von Frankreich wußten sich vor Freude über diesen günstigen Vorfall nicht zu fassen, und sahen im Geiste ihren Wunsch schon erfüllt. Die Geistlichkeit hingegen, der Adel und das gemeine Volk legten durch jedes Wort und durch jede Geberde ihre aufrichtige Bestürzung über das traurige Schicksal ihres geschätzten Königs, und ihren heftigen

Zorn über die Ungerechtigkeit des Herzoges von Oesterreich an den Tag. Die Mutter Richards schrieb sogleich an den Papst, und foderte ihn durch die dringendste Beweggründe auf, alle seine Kräfte zur Befreiung ihres Sohns aufzubieten. Alle Stände sannen ernstlich auf Mittel, ihm seine Freiheit wieder zu verschaffen. Diesen bedenklichen Zeitpunkt zu erwarten, hielt Philipp, König von Frankreich, nicht für räthlich; er wollte die günstige Gelegenheit nicht versäumen, und fiel im Jahre 1193 seines eidlichen Versprechens ungeachtet in die Normandie ein. In kurzer Zeit fielen alle Festungen bis auf Rouen in seine Hände. Johann gieng nach Engelland, gab fälschlich vor, sein Bruder sei tod, und trug darauf an, daß man ihn als König von Engelland er-

kennen sollte, wozu er jedoch alle Frei=herrn gänzlich abgeneigt fand.

Die nächste Sorge des Königs von Frankreich war hierauf, zu bewirken, daß die Gefangenschaft des Königs Richard so sehr, als möglich, verlängert werde. Der Römische Kaiser, Heinrich VI, ein geiziger, despotischer, grausamer Fürst, jeder auch noch so ungerechten Handlung fähig, wenn sie ihm nur reichlich bezahlt wurde, hatte gleich auf die Nachricht von der Gefangennehmung des Königs, wahr=scheinlich in der Absicht, ein beträchtliches Lösegeld zu erhalten, von dem Herzoge von Oesterreich die Auslieferung des Ge=fangenen verlangt, und dieser hatte, zu=frieden, sich an seinem Feinde gerochen zu haben, und gleichfalls von der Hoffnung belebt, einen Theil des Lösegeldes zu be=kommen, den Wunsch des Kaisers erfüllt.

Dieses war Philippen, Könige von Frankreich, der den Charakter des Kaisers schon kannte, nicht unangenehm. Mit vieler Zuversicht wandte er sich an ihn, und bot ihm große Geldsummen an, wenn er den Arrest des Königs verlängern, oder, was er noch sehnlicher wünschte, ihn nie wieder loslassen würde. Aber die getreuen englischen Stände hatten indessen unausgesetzt Unterhandlungen mit dem Kaiser gepflogen, und drangen mit allem Eifer auf die Befreiung ihres Beherrschers. Selbst Heinrich VI fand keine hinlängliche Ausflucht mehr, ihn noch länger in Gefangenschaft zu behalten; denn als er ihn vor den Reichstag zu Hagenau brachte, und ihn öffentlich anklagte, Richard habe in dem Herzoge von Oesterreich das ganze deutsche Reich beleidiget, habe sich in ein Bündniß mit der Krone Siciliens

eingelassen, seine Waffen, welche gegen die Saracenen bestimmt waren, gegen einen christlichen Fürsten gewandt, durch seinen Zwist mit dem Könige von Frankreich den guten Erfolg der christlichen Waffen vereitelt, und dergleichen, so erkannten alle anwesenden Reichsfürsten die Nichtigkeit dieser Vorwürfe, und gaben ihren Aerger über das unbillige Verfahren des Kaisers öffentlich zu erkennen. Die Engelländer kamen daher in den Unterhandlungen ihrem Ziele allmählig näher, und es wurde endlich festgesetzt; daß der König gegen Erlegung einer Summe von 150,000 Mark Silbers die Freiheit erhalten sollte. Da entstand auf einmal eine außerordentliche Thätigkeit in ganz Engelland; alles bestrebte sich, das Seinige zur Befreiung des Königs beizutragen. Der Adel bezahlte den vierten Theil

seiner jährlichen Einkünfte; eben dieses thaten die Bischöfe und Aebte; die Kirchen und Klöster schmelzten ihr Silber ein; kurz, aus eigenem Antriebe that man jetzt mehr, als man zu einer andern Zeit, oder in andern Umständen durch den Zwang der Lehngesetze erhalten haben würde.

Kaum war Richard aus seinem Gefängniß entlassen, so reute den habsüchtigen Kaiser, auf dessen leidenschaftliches Herz auf einmal wieder die Erinnerung an die großen Vortheile, welche ihm der König von Frankreich versprochen hatte, mächtig wirkte, seine Willfährlichkeit, und er schickte auf der Stelle einige Reuter nach, die ihn einholen sollten; fest entschlossen, ihn zum zweitenmale in Arrest zu nehmen, und vielleicht für immer darin zu behalten. Allein zum Glücke hatte Richard, gleich als hätte er die Gefahr

geahndet, mehr, als gewöhnlich, geei-
let, und die Reuter konnten ihn nicht
mehr erreichen. Er kam am 20sten März
1194 unter lautem Zujauchzen der Nation
in London an, und ward mit einer sol-
chen Pracht empfangen, daß der Einzug
einem großen, glänzenden Triumph ähn-
lich sah.

Der erste und heißeste Wunsch Ri-
chards nach seiner Zurückkunft, war,
sich an seinen boshaften Gegnern zu rächen.
Sein Bruder Johann, dessen Güter
er sogleich eingezogen, begab sich zwar,
als er alle Hoffnung verloren, und seine
Sache in einer gefährlichen Lage sah, aus
eigenem Antriebe zu ihm, und warf sich
vor ihm auf die Knie nieder. Kein ge-
ringer Grad von Groll stieg im Busen
des Königs auf, als dieser Meineidige
sich ihm näherte. Eine geraume Zeit ließ

er denselben in dieser demüthigen Stellung; kaum konnte er seinem Herzen abgewinnen, ihm zu verzeihen. Endlich ließ er sich doch durch das unausgesetzte, dringende Flehen der Königin Eleonore dazu bewegen. Ich vergebe ihm, sagte er; und könnte ich seine Vergehungen eben so leicht vergessen, als er meine Verzeihung vergessen wird! Aber nicht eben so ungerochen konnte er die Beleidigungen ertragen, die er von seinem Todfeinde, dem Könige von Frankreich empfangen hatte. Um wieder zu Geld zu kommen, und sich dadurch die Mittel zur Ausführung jedes Unternehmens zu verschaffen, zog er alle Krongüter wieder ein, die er zuvor, um die erfoderlichen Kosten zum Kreuzzuge aufzubringen, veräußert hatte. Da das Reichssiegel verloren gegangen, ließ er

ein neues verfertigen, und hielt alle Besitzer gesiegelter Patente an, denselben dieses neue Siegel gegen eine bestimmte Taxe aufdrücken zu lassen. Nachdem er sich durch diese und andere Mittel hinlängliche Summen verschaffet hatte, überzog er den König von Frankreich mit Krieg. Derselbe wurde eine Zeit lang mit ungewissem Erfolge, und ohne große Ereigniß geführt, bis endlich Richard im Jahre 1199 in einem Nebenkriege gegen Aymar, Vicegrafen von Limoges, der ihm den größten Theil eines gefundenen Schatzes vorenthielt, durch eine Pfeilwunde das Leben verlor. Noch vor seinem Tode wurde das Schloß des Vicegrafen erobert. Richard gab Befehl, die ganze Besatzung aufzuhängen. Als man aber den Schützen, der ihn verwundet hatte, zu ihm brachte, und derselbe auf die Frage

des Königs: wodurch er ihn dann beleidiget habe, daß er ihm das Leben nähme, unerschrocken antwortete: Richard habe einst mit eigener Hand seinen Vater und seine Brüder ermordet; er wolle mit Freuden jeden martervollen Tod ausstehen, weil er nur die Welt von einem Tyrannen befreiet habe: so stieg auf einmal mit einem schnellen Blick in die bisherigen Handlungen seines Lebens die schmerzlichste Empfindung der Reue in ihm auf, und er befahl auf der Stelle, den Schützen loszulassen. Einige melden, er habe ihm sogar 100 Schillinge auszahlen lassen. Schon diese Handlung allein, verglichen mit der vorher erwähnten Grausamkeit gegen die Vertheidiger des feindlichen Schlosses verräth eine zu selbigen Zeiten eben nicht seltene Mischung von Edelmuth und Barbarei in dem Charakter des

Königs. Bei aller seiner Großmuth, seiner Klugheit, Tapferkeit, Unerschrockenheit und seiner Offenherzigkeit konnte er seine Leidenschaften, seinen Zorn und seine Rachsucht nicht mäßigen, war stolz, ehrgeizig und grausam; nebst andern Bedrückungen erneuerte er die grausamen Forstgesetze. Und doch liebte ihn die Nation mehr, als manchen andern König, der sich größere Verdienste um dieselbe erworben hatte. Er ist ein Beispiel, wie sehr manchmal die Gunst des Volkes ein Kind der blinden Laune ist.

Johann, der nun nach Richards Tode, von dem Königreiche Besitz nahm, hatte, seitdem er Vergebung von seinem Bruder erhalten hatte, so überzeugende Proben seiner aufrichtigen Unterwerfung und Treue gegeben, daß ihn derselbe noch am Todbette zum Erben seines ganzen Ge-

biets ernannte. Aber zuvor ehe der verstorbene König den Marsch nach dem heiligen Land angetreten, hatte er den jungen Arthur, Sohn seines Bruders Gottfried, und Herzog von Bretagne zu seinem Nachfolger erklärt. Zween Prinzen glaubten daher jetzt zu gleicher Zeit gerechten Anspruch auf die englische Krone zu haben. Den jungen Arthur machte zwar sein Alter unfähig, etwas Großes aus eigenen Kräften mit Nachdruck zu wagen. Aber Philipp, König von Frankreich, der begierig jede Gelegenheit ergriff, in Engelland zu seinem Vortheile Unruhen anzuzetteln, oder zu unterhalten, nahm sogleich seine Parthei. Er hatte schon zum Voraus berechnet, daß auf der einen Seite einige Große des Reichs zum Vortheile seines Günstlings sich erklären, auf der andern Johann gleichfalls

mit einem Anhange sich dieser Parthei mächtig entgegen setzen, und dadurch Engelland in große Verwirrung gerathen werde. In Ansehung der Besitzungen auf dem festen Lande, welche Johann zugleich mit dem Königreiche geerbt hatte, war seine Hoffnung auch nicht ungegründet. Wirklich erklärten sich mehrere Oerter für den jungen Arthur, und es entstand daher ein ernsthafter Krieg zwischen beiden Partheien. Aber in Engelland huldigten ihm doch alle Großen ohne Widerrede, und zur Beendigung des Krieges wegen der Besitzungen auf dem festen Lande trug Arthur selbst neben seiner Mutter Constantie das meiste bei. Nicht ohne Grund setzten sie ein Mißtrauen in die Redlichkeit der Absichten des Königs von Frankreich, und noch hatten beide Partheien kaum ein Jahr im Felde gestanden,

so war die ganze Streitigkeit im Jahre 1200 schon beigelegt. Arthur und seine Mutter erkannten Johann als rechtmäßigen König von Engelland, und gaben demselben alle jene Bezirke, die ihnen anhiengen, zurück. Philipp, König von Frankreich wurde dadurch zur Niederlegung der Waffen bewogen, daß Johann dessen Sohne Ludwig seine Nichte Blanca von Castilien mit einer beträchtlichen Aussteuer zur Ehe gab.

Doch die Ruhe, deren Johann nun genoß, dauerte nur eine kurze Zeit. Durch seinen unbändigen Hang, mit Verachtung aller Gesetze und Gewohnheiten des Landes willkührlich zu herrschen, durch Uebermuth, Habsucht, Grausamkeit und was mit dieser letztern Eigenschaft gemeiniglich vereiniget ist, durch Feigheit und Schwäche machte er sich bald bei den Gro-

ßen, und bei dem gemeinen Volke verhaßt. Zuerst brachte er die Freiherrn durch die Foderung einer willkührlichen Geldsteuer, die er zur Bezahlung der Mitgabe seiner Nichte Blanca bestimmte, gegen sich auf. Alles murrte darüber, als über einen ungesetzmäßigen Schritt, und selbst sein natürlicher Bruder, der Erzbischof von York, weigerte sich, diese Steuer in seinem Kirchsprengel einsammeln zu lassen. Geschwind ergriff Philipp, König von Frankreich, diese Gelegenheit, Unruhe zu stiften, und hetzte zu gleicher Zeit den Grafen de la Marche gegen ihn auf. Dieser Edelmann fühlte sich ohnehin empfindlich gekränkt. Johann, der sich beinahe in keiner Leidenschaft, am wenigsten in der Wollust zu mäßigen wußte, hatte auf Isabellen, eine Tochter des Grafen von Angouleme, die

dem Grafen de la Marche bereits verlobt war, seine Neigung geworfen, und, nachdem er sich von seiner Gemahlinn unter dem Vorwande der zu nahen Verwandtschaft durch einige englische Bischöfe hatte scheiden lassen, sich mit ihr vermählet. Mehr war nicht nöthig, um die Eifersucht des Grafen, der eine heiße Liebe zu ihr fühlte, aufs heftigste zu entflammen. Willig schloß er ein Bündniß mit dem Könige von Frankreich, welchem sogleich auch Arthur, Herzog von Bretagne beitrat. Sogleich trat Philipp mit ernsthaften Foderungen auf. Johann sollte seinem Neffen Arthur alle seine französischen Besitzungen abtreten, dem Grafen de la Marche Genugthuung leisten, oder im Falle der Weigerung vor dem Gerichte der Pairs erscheinen. Der König von Engelland verwarf diese An-

träge, und so erhob sich im Jahre 1203 ein Krieg zwischen ihm, und den Verbündeten. An der Spitze eines beträchtlichen Heeres rückte Arthur, von Natur von einem jugendlichen Heldenfeuer entflammt, und überdieß von der hinreißenden Hoffnung vortheilhafter Eroberungen begeistert, in das französische Gebiet seines Verwandten, und in kurzer Zeit war eine beträchtliche Anzahl Städte in seiner Gewalt.

Nun endlich erwachte der König von Engelland aus seiner gewohnten Unthätigkeit, und zog ihm gleichfalls mit einer Armee entgegen. Der Herzog belagerte eben eine Festung, in welcher sich die verwittwete Königin befand, als Johann mit seinen Leuten herankam. Arthur kannte des Königs Charakter, seinen Mangel an wahrem Muthe, seine Unentschlossenheit, sein träges Zaudern, und besorg-

te nichts Arges. Aber zu spät belehrte ihn die Erfahrung, in welches Unglück man sich stürzen kann, wenn man in leidenschaftlicher Hitze allzugroße Sicherheit wähnet, ohne zum Voraus an mögliche Fälle zu denken. Unvermuthet fielen die Königlichen, da er nichts weniger als ihre Ankunft erwartete, über ihn her, schlugen alles rings herum mehr durch den Schrecken des unvermutheten Ueberfalls, als durch die Ueberlegenheit ihres Arms, und da Arthur mit unbändiger Kühnheit mitten in die Feinde eindrang, ward er von denselben umringt und gefangen genommen.

So sehr diese Ereigniß dem Könige von Engelland günstig zu seyn schien; eben so sehr gereichte sie ihm zum Nachtheile, denn sie war es, die ihm bald darauf den allgemeinen Haß zuzog, und

endlich den Verlust aller seiner französischen Provinzen nebst der Normandie veranlaßte. Arthur, den er nun in seinen Händen hatte, war, als eine der ersten Ursachen des Verlustes, den er bisher erlitten, auch jetzt noch als Gefangener der Gegenstand seiner marternden Furcht. Entweder, dachte er, müsse dieser aus dem Wege geräumt werden, oder er selbst in beständiger Unsicherheit bleiben. Mit der Grausamkeit, wodurch der Feigherzige sich gemeiniglich in seiner Schwäche zu retten suchet, fasset er daher den abscheulichen Entschluß, sich von seinem gefährlichen Gegner durch eine ruchlose That zu befreien. In dieser Absicht giebt er einigen seiner Leute Befehl, ihn in der Festung, wo er ihn in Gefangenschaft hielt, zu ermorden. Da keiner von diesen den unmenschlichen Auftrag vollzogen hatte,

geht Johann selbst nach Rouen, wohin er den Herzog hatte bringen lassen, läßt sogleich, da die Finsterniß der Mitternacht ein schwarzes Verbrechen begünstigte, denselben vor sich führen, zieht das Schwert, und ersticht ihn mit eigener Hand. Der hülfelose Jüngling hatte sogleich, als man ihn vor den König geführt hatte, sein Unglück geahndet. Zitternd warf er sich vor dem Tyrannen auf die Knie, und rang die Hände, und flehte, daß auch der Hartherzigste davon hätte gerührt werden müssen, um Barmherzigkeit. Aber der Unmensch kannte kein Gefühl der Erbarmung; ohne zu antworten, ermordete er ihn, ließ einen Stein an den Leichnam binden, und denselben hierauf in die Seine werfen.

Die Nachricht von dieser ruchlosen That verbreitete sich bald im Publikum,

und erweckte eine allgemeine Gährung. Aller Herzen empörten sich über eine so abscheuliche Grausamkeit; alles verabscheute den Tyrann, alles fluchte ihm. Die Einwohner von Bretagne besonders, welche die grausame Mißhandlung ihres Herzoges als ihre eigene aufnahmen, geriethen in die äußerste Erbitterung, und foderten den König von Frankreich zur Rache auf. Gern vernahm Philipp diesen Antrag; mit Vergnügen unterzog er sich einem Geschäfte, dessen glückliche Ausführung ihn in den Stand setzen konnte, seinen Staatsabsichten gemäß die zu große Macht der englischen Könige auf dem festen Lande zu schwächen. Als Lehensherr, in dessen Reiche der König von Engelland Länder besaß, lud er ihn sogleich vor seinen Richterstuhl vor. Da Johann nicht erschien, erklärte er, derselbe sei der

gebrochenen Lehenspflicht schuldig, und habe dadurch seine französischen Länder verwirkt. Diesem Ausspruche zu Folge ließ er ein ansehnliches Heer in dieses Gebiet einrücken, um es ihm mit Gewalt abzunehmen. Auch dießmal zauderte der König von Engelland unthätig, und bis er sich zur Gegenwehre anschickte, hatte der König von Frankreich schon einen großen Theil seines Gebiets erobert. Zu feigherzig, um einen entscheidenden Streich zu thun, und zu wenig unterstützt von seinen Leuten, denen sein schlechter Charakter alles Vertrauen auf ihn, und allen Muth geraubt hatte, mußte er zusehen, wie ihm Philipp einen Ort nach dem andern wegnahm. Im Jahre 1203 war schon beinahe alles verloren, was er in Frankreich besessen hattte; im Jahre 1204 folgte auch die Normandie dem Schicksale

der andern Provinzen; und so kamen dann alle jene französischen Länder, welche die Könige von Engelland beinahe dreihundert Jahre besessen hatten, wieder an Frankreich zurück. Nur Guienne blieb durch einen Vertrag, den der Papst Innocens III vermittelte, noch in seinen Händen.

Es ist unglaublich, wie sehr dieser Verlust, und besonders die Schwäche und Feigheit, wodurch er sich denselben zugezogen, sein Ansehen herabgewürdiget habe. Alle Achtung, die man für ihn wenigst seiner königlichen Würde wegen, weil sein Betragen sie nicht verdiente, zuvor noch gehabt hatte, verlor sich nun gänzlich, und Johann selbst fuhr noch immer fort, sie durch seine Handlungen noch mehr zu schwächen. Alles klagte über seine außerordentlichen Gelderpressungen, die

vornehmsten Familien über Schande, die er durch seine wollüstigen Ausschweifungen über sie brachte, der Adel überhaupt über seine strengen Forstgesetze. Beinahe alle Jagdgerechtigkeiten verlor derselbe, und die Felder wurden ungehindert von dem Wilde verwüstet. Klagte jemand gegen diese Bedrückung, so war eine noch größere sein Loos. Um in seinen Streitigkeiten mit dem Adel seinen Willen jederzeit geltend zu machen, hielt er eine beträchtliche Anzahl sogenannter königlicher Vorfechter in seinem Solde; diese mußten seine Sache mit dem Degen in der Hand vertheidigen. Jeder, der seinen Anmaßungen widersprach, oder seine Forderungen nicht erfüllen wollte, ward auf diese Art genöthiget, sich mit Leuten zu schlagen, die entweder ihrer unbedeutenden Herkunft, oder ihres Charakters

wegen seiner nicht würdig waren. Dieß war eine kränkende Beleidigung für die Edelleute.

Doch gerade der Despotismus des Königs und seine Schwäche, die ihm sein Ansehen raubten, und ihn beinahe in den Untergang stürzten, brachten erwünschte Folgen für das Reich selbst hervor, und legten eigentlich den Grund zur gesetzmäßigen Freiheit der Engelländer. Denn als der König bald darauf in einem gefährlichen Handel mit der Geistlichkeit, der ihm den Kirchenbann zuzog, nicht im Stande war, das Uebergewicht zu behaupten; so benützten die Freiherrn, der bisherigen großen Drangsale müde, die allgemeine Verwirrung zur Einschränkung der willkührlichen Gewalt ihrer Könige.

Die Geistlichkeit, welche unter Richards Regierung die Furcht vor seiner

strafenden Hand im Zaume gehalten hatte, glaubte bei der Schwäche der gegenwärtigen keine Ursache mehr zur Furcht zu haben; so stolz und herrschsüchtig, wie ehemals, verrieth sie bei jeder Gelegenheit ihr Streben nach uneingeschränkter Herrschaft, ihren Wunsch, als ein freier, unabhängiger Körper, keine Gewohnheit des Reiches, kein Staatsgesetz zu erkennen. Noch war Johann nicht lang auf dem Throne gesessen, so wagte Hubert, Erzbischof zu Canterbury, schon den kühnen Schritt, und hielt ohne Erlaubniß des Königs, ohne ihn nur zu befragen, ganz gegen die königlichen Gesetze eine Kirchenversammlung. Der erste glückliche Versuch (denn Johanns Einwendungen hatten keinen Nachdruck) reizte zu mehrern und wichtigern. Als der Erzbischof mit Tod abgieng; wählten die jün-

gern Mönche aus dem Kloster des heiligen Augustin sogleich des Nachts in ihrer Kirche ihren Obern zum Erzbischofe, und schickten ihn mit einigen Abgeordneten nach Rom um die päpstliche Bestätigung. Der König widersprach einer Handlung, welche, weil sie ohne Wissen und Einwilligung desselben war vorgenommen worden, nach den Gesetzen des Reiches offenbar ungültig war. Selbst die ältern Mönche zeigten ihr Mißvergnügen über diese Wahl, wahrscheinlich nicht darum, weil sie gesetzwidrig war, sondern weil sie dabei waren zurückgesetzt worden, und weigerten sich, den neuen Erzbischof zu erkennen. Johann trug auf eine neue Wahl an, und die Mönche ließen sich diese gefallen; er schlug ihnen den Bischof von Norwich mit nachdrücklicher Empfehlung vor, und die Mönche erfüllten auch hierin

seinen Wunsch. Einmüthig erwählten sie denselben zum Erzbischofe. Auch wegen dieser Wahl wandte man sich nach Rom, und suchte ihr durch die päpstliche Bestätigung Kraft zu verschaffen. Aber zu gleicher Zeit traten die Bischöfe mit einer feierlichen Protestation auf, und erklärten diese Wahl für nichtig, weil sie ohne ihren Beitritt einseitig geschehen war. Auch sie nahmen ihren Recurs an den römischen Stuhl. Indessen hatte der Papst zwar die Wahl der jungen Mönche verworfen, aber auch die neue Wahl des Bischofes von Norwich, welche der König begünstiget hatte, nicht genehmiget, sondern vielmehr einen Dritten, den Kardinal Stephan Langton, einen Engelländer, der sich damals zu Rom befand, eigenmächtig zur Würde einen Erzbischofes von Canterbury

erhoben, und die zu Rom anwesenden Mönche genöthiget, ihn zu erkennen.

Diese kühne Handlung war in den Augen des Königs von Engelland ein unverzeihlicher Eingriff in die königlichen Rechte. Und hätte ihn der Papst durch ein noch so freundliches Schreiben zu gewinnen gesucht, und ihm anstatt vier kostbarer Ringe hundert zum Geschenke gesandt; so hätte er ihn doch nicht bewegen können, den Kardinal Langton zum Besitze des Erzbisthums zuzulassen. In einem mit bittern Ausdrücken angefüllten Schreiben warf ihm Johann seine widerrechtlichen Anmaßungen, und die ungeheuern Summen vor, die er jährlich aus Engelland ziehe. Da die Mönche, deren Brüder zu Rom in die Ernennung des Kardinals gewilliget, sich nun auch für denselben erklärt hatten; so schickte

er sogleich einige Ritter ab, und ließ sie aus dem Kloster vertreiben. Der Grund zu einer ernsthaften Fehde ward also dadurch gelegt. Anfänglich gieng ihn der Papst mit sanften Vorstellungen an; als diese nichts nützten; trat er mit Drohungen auf. Wofern er fortführe, sich dem heiligen Stuhle als ein ungehorsamer Sohn zu widersetzen, sagten drei englische Prälaten, die er besonders an den König abgeschickt hatte; so würde das Interdickt der heiligen Kirche auf das Königreich fallen. Die übrigen Bischöfe baten ihn auf den Knien, er möchte ja das Königreich in kein Unglück stürzen. Da gerieth der König in einen heftigen Zorn, und erklärte: wofern der Papst auf dem Interdickt bestände, würde er auf der Stelle allen in Engellaud anwesenden Römern die Nasen abschneiden, und die Au-

gen ausstechen lassen. Gerade eine solche Aeußerung hatte der Papst Innocens III, dem Johanns schwacher Geist nicht unbekannt war, allem Ansehen nach erwartet. Sie gab ihm Veranlassung zu dem glücklichen Versuche, auf den Trümmern der königlichen Macht die päpstliche Oberherrschaft in Engelland zu gründen. Mit stolzer Zuversicht auf den glänzenden Sieg, den er davon tragen werde, ließ er das Interdickt im Jahre 1208 wirklich ergehen, und alles gieng seitdem nach Wunsch. Ein Theil der Geistlichkeit hielt es zwar noch mit dem Könige, ward aber dafür von der Parthei der Mißvergnügten öffentlich beschimpfet; die übrigen aus dem Klerus gehorchten dem Papste, und bemühten sich eifrig, die öffentliche Meinung zum Nachtheile ihres Beherrschers zu stimmen. Der Adel haßte

einen König, dessen Ausschweifungen die Familien desselben entehret hatten, und sah gern seine Demüthigung; das Volk jammerte über seinen Verlust der gottesdienstlichen Gebräuche, und erinnerte sich im Gefühle des Schmerzens über seinen unglücklichen Zustand aufs Neue an den bisher erlittenen Druck. Aber Johann, anstatt durch kluges Betragen, durch sanfte, einschmeichelnde Maaßregeln, durch Güte und Verbesserung seiner vorigen Fehler sich um die Gunst der Nation zu bewerben, setzte vielmehr seinen willkührlichen Despotismus fort. Strenge Befehle, Drohungen, Strafen, alles wandte er an, um sich noch mehr verhaßt zu machen. Einige, welche dem Kardinal Langton anhiengen, verwies er aus dem Reiche; andere ließ er in Verhaft nehmen; gegen jeden verfuhr er mit der äußersten Strenge.

Bei einem so unpolitischen Betragen des Königs ließ sich wohl nichts anders erwarten, als daß der große Kirchenbann, mit welchem der Papst gleich im folgenden Jahre 1209 ihn selbst belegte, bei der erzörnten Nation die gewünschte Wirkung thun werde. Ein großer Theil der Geistlichkeit wankte zwar eine geraume Zeit, unschlüßig, zu welcher Parthei er sich schlagen sollte. Auch von den Weltlichen waren noch viele dem Könige zugethan, und er sah sich sogar im Stande, mitten unter diesen Unruhen den stolzen König von Schottland mit einem beträchtlichen Heer aufs Neue zu demüthigen, und im Jahre 1210 einen Heereszug in das unruhige Ireland zu unternehmen, wo er sich alles unterwarf, und englische Gesetze einführte. Aber nach und nach fielen doch immer mehr Unterthanen geistlichen und weltli-

chen Standes von ihm ab. Als er aber so gar durch grausame Strafen dieselben zur Beharrlichkeit im Gehorsame zwingen wollte; wanderten viele Bischöfe und Edelleute aus dem Königreiche, und verbargen indessen ihren Groll im Busen. Der Papst aber sprach im Jahre 1212 alle Engelländer von dem Eide der Treue los, den sie dem Könige geleistet hatten, und ertheilte Philippen, Könige von Frankreich, dem er die Vollstreckung des Bannes auftrug, das Königreich Engelland.

Sogleich nahm Philipp fürchterliche Kriegsrüstungen vor. Der ehrgeizige König dachte an keine Gefahr, die er durch Unterstützung der päpstlichen Anmassungen dem Ansehen aller Könige, und seinem eigenen zubereitete; ihm schwebten nur die glänzenden Vortheile vor Augen, die ihm die Eroberung eines neuen Königreichs

bringen würde. Mit einer Flotte von 1700 Schiffen lag Philipp bereits an den Häven der Normandie und Picardie, fest entschlossen, das Königreich mit der nächsten Gelegenheit anzugreifen. Johann zog ihm an der Spitze eines Heeres von 60,000 Mann entgegen, welche mehr die natürliche Abneigung vor den Franzosen, als eine aufrichtige Theilnahme an dem Schicksale des Königs unter seine Fahne gebracht hatte. Die Aufmerksamkeit von ganz Europa war jetzt auf den ungewissen Ausgang dieser Sache gerichtet; alles heftete seinen Blick und Gedanken auf die beiden Heere hin; mit banger Erwartung sah schon jeder Engländer im Geiste den Verlust seines Eigenthums und alles das Unheil voraus, welches der Krieg gemeiniglich mit sich bringet. Indessen hatte aber der staatskluge

Papst, der lieber einen schwachen König zu seinem Unterthane machen, als einen ohnehin schon mächtigen mit eigener Gefahr noch mehr vergrößern wollte, den König von Engelland durch seinen Legaten Pandolf heimlich so einleiten lassen, daß derselbe die Hand zu gütlichen Unterhandlungen bot. Der Haß der Nation, der schwer auf dem Könige lag, ein geheimes Bündniß, welches einige Große bereits gegen ihn geschlossen hatten, und das lebhafte Gefühl seiner Schwäche gaben den Vorstellungen des Legaten ein desto größers Gewicht, und machten, daß Johann endlich alles, auch die niedrigsten Bedingungen eingieng. So trug der herabgewürdigte König im Jahre 1213 kein Bedenken, im Angesichte des ganzen Volkes sich vor dem päpstlichen Legaten auf die Knie niederzuwerfen, und mit

aufgehobenen Händen einen Eid zu schwören, daß er hiemit dem Papste Innocens und dessen Nachfolgern das Königreich Engelland mit allen Vorrechten der Krone übergebe, und sich begnügen wolle, dasselbe künftig als ein Vasall des Papstes zu besitzen. Die übrigen Bedingnisse des Vergleiches waren nicht weniger entehrend. Johann mußte geschehen lassen, daß der Kardinal Langton von dem Erzbisthume zu Canterbury Besitz nahm; er mußte versprechen, dem römischen Stuhle einen jährlichen Zins von 1000 Mark zu entrichten, und der Geistlichkeit allen Schaden zu ersetzen. Nur auf diese Versprechungen setzte ihm endlich der Kardinal aufs Neue die Krone feierlich auf.

Niemand war über diesen Vorfall mehr entrüstet, als der König in Frankreich.

Eben war er im Begriffe, seinen Plan mit Ernst auszuführen, als ihm der Legat ankündigte: Engelland sei nunmehro ein Lehen des Papstes, er dürfe in seinem Unternehmen nicht weiter fortfahren. Diese unerwartete Wendung der Dinge war ihm unerträglich; und hätte nicht auf der einen Seite der Graf von Flandern in unbeschränkter Ehrfurcht gegen den Willen des Papstes die französische Armee mit allen seinen Leuten verlassen, und auf der andern der englische Befehlshaber zur See in einem raschen Angriffe hundert französische Schiffe zu Grund gerichtet, und dreihundert weggenommen; so hätte Philipp den Krieg ohne weiters fortgesetzt, und Engelland wäre wahrscheinlich in seine Hände gefallen. Da er aber auf solche Art seine Macht zu seiner größten Bestürzung geschwächt und alle Hoffnung eines

glücklichen Ausgangs verloren sah; gieng er unverrichteter Dinge nach Frankreich zurück.

Dessen ungeachtet war Johanns Sieg nicht sehr erfreulich. Er war der Sieg eines Fürsten, den man tief herabgewürdiget hatte; er brachte ihn und seine Nachfolger um ihr Ansehen, um ihre willkührliche Gewalt im Reiche. Der erste, welcher seine Macht zur Einschränkung der königlichen anwandte, war der neue Erzbischof von Canterbury. Dieser merkwürdige Mann findet von Ungefähr eine Abschrift jenes Freibriefes, welchen Heinrich I den Großen des Reiches ertheilet hatte, der aber seit der Regierung dieses Königs wenig befolgt, seit Heinrich II wohl gar in eine vollkommene Vergessenheit gerathen war. Auf einmal wecket dieser Fund einen mächtigen Enthusiasmus

in seinem Busen auf; er faßt den großen Entschluß, diesen Freibrief wieder geltend zu machen, und sein Vaterland für immer von dem Drucke zu befreien, unter welchem es bisher geseufzet hatte. Es ist schwer zu bestimmen, ob Groll gegen den König, oder Begierde, der Geistlichkeit bei dieser Gelegenheit das Uebergewicht zu verschaffen, oder reiner Patriotismus ihn dazu verleitet haben; genug; unter dem Vorwande, die Größe des Verlusts zu untersuchen, den die Geistlichkeit unter Johanns willkührlicher Regierung erlitten hatte, hält er eine Zusammenkunft des Klerus in der St. Pauls Kirche, zieht auch einige Baronen dazu, spricht laut von dem gegenwärtigen Zustande des Staates, von dem Despotismus des Königs, von seinem ungerechten Verfahren, und zeiget der erstaunten Ver-

sammlung die wiedergefundene Abschrift von dem Freibriefe Heinrichs I vor.

Eines mehrern, als dieser Erinnerung an ihre vormalige Freiheit, bedurfte es hier nicht; um auf einmal eine heftige Begierde nach der Wiedererlangung derselben in ihnen aufzuwecken. In aller Herzen loderte eine mächtige Begeisterung auf, die Bande, die ihre Macht bisher gefesselt hatten, muthig zu zerbrechen. Johann hatte ohnehin in seinem Vergleiche mit dem Papste feierlich versprochen, die alten Freiheiten und Rechte der Nation wieder herzustellen. Desto mehr Vorwand hatten jetzt die Großen, ihn an seine wichtige Pflicht zu erinnern, und die königliche Macht mit Ernst einzuschränken. Unter einem feierlichen Eide verbanden sie sich, ihre Ansprüche standhaft zu behaupten, und ehe ihr Leben zu

verbluten, als nur das geringste von ihren Foderungen nachzugeben.

Dieses Einverständniß einiger wenigen erweckte in kurzer Zeit eine beinahe allgemeine Aufmerksamkeit unter den Großen, und ähnliche Gesinnungen und Entschlüsse breiteten sich mit der bei solchen Gegenständen gewöhnlichen Schnelligkeit aus. Nichts hat für die Menschen einen stärkern Reiz, als eine glänzende Aussicht zur Freiheit. Ein gewisses Streben nach Unabhängigkeit, eine Begierde, frei von allem äußerlichen Zwange, sein eigener Herr zu seyn, und keine andere Herrschaft über sich zu dulden, ist beinahe jedem Menschen gleichsam schon angeboren. Es ist gemeiniglich nicht Liebe zum Vaterlande, nicht edelmüthige Absicht, was die Menschen bei günstigen Gelegenheiten in Bündnisse vereiniget, und im Zustande

des Enthusiasmus zu kühnen Unternehmungen antreibt; es ist vielmehr Liebe zu sich selbst, ist eigennütziger Wunsch, alle Fesseln des Zwanges zu seinem eigenen Vortheile abzustreifen. Diese Wahrheit bestätigte sich auch in dem gegenwärtigen Falle. Gleichwie der eine unter den Großen einen Trieb, ungebunden zu handeln, oder einen alten Groll gegen den König hatte, oder beim Bewußtseyn böser Handlungen Strafe befürchtete; so trat jeder sogleich dem Bündnisse bei; der eine um seine Gewalt ungehindert ausüben zu können; der andere, um seinen Groll zu befriedigen, der dritte in der Hoffnung der Straflosigkeit. So wuchs das Bündniß in kurzer Zeit so stark heran, daß es endlich beinahe alle Baronen zu Mitgliedern zählte.

Als Langton ihre Zahl stark genug, und sie alle entschlossen sah; rief er noch

einmal eine Versammlung nach St. Edmundbury zusammen, um sie in ihren Gesinnungen vollkommen zu stärken. Wenn ihnen ihre Freiheit, ihre Ehre, ihre Ruhe und Sicherheit lieb wäre, sagte er, indem er Heinrichs I Freiheitsbrief in die Höhe hielt; so sollten sie standhaft bei dem bleiben, was sie einmal beschlossen hätten, sollten mit Ernst und Muth die ihnen schimpflich entzogenen Rechte zurücknehmen. Nachdem sie aufs Neue feierlich gelobt hatten, fest über ihrem Bunde zu halten, und dem Könige nächstens eine gemeinschaftliche Bittschrift um Wiederherstellung ihrer Freiheiten zu überreichen; entließ er die Versammlung, und sogleich nahm man aller Orten mit Verwunderung eine große Geschäftigkeit wahr. Ueberall zogen die Freiherrn Kriegsvölker zusammen, befestigten ihre Schlösser, und

verkündigten dadurch ein wichtiges Unternehmen.

Im Jäner 1215 zogen sie alle, ihrer Verabredung gemäß, in kriegerischer Rüstung nach London, und überreichten dem Könige ihre Foderungen. Johann verlangte, da sie unerschrocken auf ihrem Gesuche bestanden, eine Bedenkzeit bis zum Osternfest, die sie ihm auch bewilligten. Indessen suchte der schwache König, der nicht im Stande war, ihren Entwurf durch Gewalt zu zerstören, das fürchterliche Bündniß durch List, nämlich durch eine Theilung der Mitglieder in mehrere entgegengesetzte Partheien zu schwächen. Die Gunst der Geistlichkeit zu erlangen, bestätigte er derselben das Wahlrecht bei erledigten Bisthümern und Abteien; er nahm das Kreuz an, damit ihn die Vorrechte der Kreuzfahrer vor jedem Unfalle

schützen möchten; endlich wandte er sich auch an den Papst um Unterstützung gegen seine aufrührischen Freiherrn.

Der Papst, dem vorzüglich daran lag, einen neu geworbenen Vasallen nicht sinken zu lassen, erklärte sogleich ein seiner Lehensherrlichkeit so gefährliches Bündniß für ungültig, und befahl den Großen, von ihrem Vorhaben abzustehen. Aber fruchtlos waren seine Befehle und Drohungen. Da ihnen der König um Ostern, seinem Versprechen gemäß noch keine Antwort auf ihre Foderungen gegeben hatte; zogen sie mit einer ansehnlichen Kriegsmacht nach Oxford, wo sich derselbe damals befand, und waren entschlossen, im Falle einer beständigen Weigerung sich selbst dasjenige zu verschaffen, wornach sie strebten. Sie hatten bereits den Krieg eröffnet, hatten einige Oerter in ihre

Gewalt bekommen, und Johann war blödsinnig genug gewesen, auf Langtons arglistiges Zureden, im blinden Vertrauen auf dessen Redlichkeit, einen großen Theil seiner Miethsoldaten abzudanken; als er sich endlich aller Hülfe gänzlich beraubt sah. In dem Zustande einer gänzlichen Ohnmacht war ihm nichts anders übrig, als den Freiherrn alles dasjenige einzugestehen, was sie verlangten. Der neunzehnte Junius 1215 war jener merkwürdige Tag, an welchem der geängstigte König zu Runimede, wo beide Partheien wie feindliche Heere neben einander gelagert waren, erst einen Freibrief in Betreff der Jagd, und alsdann den großen Freiheitsbrief, oder die so genannte Charta magna mit unwilliger Hand unterschrieb.

Da sich auf diese wichtigen Urkunden die ganze englische Verfassung gründet,

welche noch heut zu Tage besteht; so ist es der Mühe werth, den Inhalt derselben näher kennen zu lernen. Der Forstfreiheitsbrief hob alle jene harten Verordnungen auf, welche bisher so viele Ursachen zu gerechten Beschwerden gegeben hatten. Jedem freien Manne ward erlaubt, fremdes Vieh in seinem Walde zu halten; kein Eigenthümer eines Landes sollte von ältern Zeiten her, als seit dem Anfange der gegenwärtigen Regierung, wegen seiner Felder in Anspruch genommen werden, als gehörten dieselben zu den königlichen Försten. Kein Wilddieb sollte mehr mit Leib- oder Lebensstrafen belegt werden, sondern sein Verbrechen bloß im Gefängnisse abbüssen. Diese sind unter andern die merkwürdigsten Verordnungen des Freiheitsbriefes in Betreff der Förste: aber ungleich wichtigere Vorrechte

und Freiheiten verlieh die Magna Charta der englischen Nation. Was dieselbe bisher als eine besonders drückende Last mit Unwillen getragen hatte, die willkührlichen Auflagen auf Lehnbesitzungen, verwandelte sie in festgesetzte; nur der großen Versammlung der Nation, und nur in drei Fällen: wenn der König in Gefangenschaft gerathen wäre, wenn sein ältester Prinz zum Ritter geschlagen, oder die Vermählung seiner ältesten Tochter vollzogen würde, gestand sie ausschließlich die Macht zu, eine allgemeine Abgabe anzuordnen. Eben dieselbe Befreiung von Diensten und willkührlichen Abgaben, die sie den Freiherrn bewilligte, gestattete sie auch den Vasallen derselben, und legte dadurch gewissermassen den Grund auch zur Freiheit der geringern Klassen des Volkes. Den Großen und allen freien Leuten

ertheilte diese Urkunde das Recht, nach Belieben aus dem Königreiche zu wandern und wieder zu kommen; und jeden freien Mann erklärte sie für fähig, ein Testament zu verfertigen, und dessen nächste Verwandte, wenn jener, ohne einen letzten Willen gemacht zu haben, mit Tod abgienge, ihn zu erben. Die absichtliche Verzögerung der Rechtshändel, und der schändliche Mißbrauch, die Gerechtigkeit zu erkaufen, oder zu verweigern, oder dem Verurtheilten zu hohe Geldstrafen aufzulegen, wurden auf das schärfeste verboten. Anstatt daß zuvor die königlichen Gerichte der Person des Königs folgten, wurden jetzt gewisse Oerter für immer dazu bestimmt. Jeder Richter ward für unfähig erklärt, Kläger im Namen der Krone zu seyn. Jede Verurtheilung, die sich nicht auf die Aussage gesetzmäßi-

ger Zeugen, sondern bloß auf Ruf oder Verdacht gründete, ward untersagt, und keinem Strafurtheile von Wichtigkeit ward eine rechtsbeständige Kraft zuerkannt, wenn es nicht nach den Landesgesetzen und durch Männer, die von gleichem Stande mit dem Beklagten wären, abgefaßt würde. Alle Städte und einzelne Personen wurden von der Beschwerlichkeit losgezählt, andere Brücken zu bauen, oder zu unterhalten, als wozu sie nach alten Gewohnheiten verbunden waren. Den königlichen Beamten wurde die Freiheit genommen, ohne Bewilligung des Eigenthümers Holz, Pferde oder Wagen zu nehmen. Die willkührlichen Zölle, das größte Hinderniß in den Geschäften der Kaufleute, wurden abgeschaffet, und im ganzen Reiche einerlei Maaß und Gewicht eingeführt. Endlich sollte man

keinen Landmann mit Wegnahme seines Ackergeräthes bestrafen.

Unstreitig ward durch diese Urkunde von den geringern Ständen manche drückende Last weggewälzt; aber noch ungleich mehr ward dadurch der Vortheil der Geistlichkeit und der Großen befördert, und die königliche Gewalt eingeschränkt; denn nicht nur die Geldstrafen, welche Verbrecher aus dem geistlichen Stande nach den Gesetzen zu erlegen hatten, wurden vermindert, indem man sie jetzt nur nach dem Erträgniß ihrer weltlichen Güter abmaß, sondern auch die Appellationen nach Rom wurden wieder geöffnet. Die Baronen erhielten aufs Neue das Schutzrecht über die erledigten Abteien und Klöster ihres Bezirkes bestätiget; die Herrschaft über ihre kriegerischen Pachtleute, welche andere Krongüter auf andere Be-

dingungen besassen, wurde ihnen zugesichert; und es stand nicht mehr in der Macht des Königs, die Länder, welche die Vasallen der Freiherrn verwirkt hatten, länger als ein Jahr und einen Tag für sich zu behalten, oder das Landgut eines Freiherrn, der mit Schulden beladen war, für die Krone einzuziehen.

Es ist leicht zu begreifen, daß ein schwacher, und zugleich leidenschaftlicher Fürst, dessen böses Herz in allen Stücken nach Ungebundenheit strebte, solche harte Punkte nur mit Widerwillen und mit dem Vorsatze unterzeichnet habe, sie nie zu beobachten. Aller Wahrscheinlichkeit nach hatten die Freiherrn schon damals diese Bemerkung gemacht, und daher den König zugleich genöthiget, daß er zur Versicherung London in ihren Händen ließ, den Tower der Aufsicht des Erzbischofes

übergab, und fünf und zwanzig aus ihrem Mittel, die sie sich selbst als Aufseher über diese Freiheiten wählten, in diesem Amte bestätigte; eine starke, fürchterliche Wache; denn diese stolzen, auf ihre Freiheit eifersüchtigen Edelleute erhielten dadurch das Recht, den König im Falle der Nothwendigkeit an seine Pflicht zu erinnern, alle Klagen über Verletzungen des Freibriefes zu entscheiden, und den König, wenn er denselben übertreten würde, sogar mit Krieg zu überziehen. Kurz; unter dem Vorwande der Aufrechthaltung des Freibriefes erwarben sie sich die schönste Gelegenheit, dem Könige in jedem Stücke nach Belieben entgegen zu arbeiten. Es ist daher kein Wunder, wenn die im Vertrauen auf Johanns Feigheit allzusichern Freiherrn ihn auf einmal mit einem zahlreichen Heere von Flanderern, Bra-

bantern und Deutschen, welche die Hoffnung einträglicher Güter, die er ihnen versprochen, unter seine Fahne gelockt hatte, in Engelland einrücken, und sich selbst als Feinde behandelt sahen. Zu gleicher Zeit schickte der Papst, an den sich der König um Unterstützung gewandt hatte, eine Bulle nach Engelland; erklärte den Freiheitsbrief für nichtig, sprach den König vom Eide los, den er wegen der Beobachtung desselben geleistet hatte, und belegte die Freiherrn zum Voraus mit dem Kirchenbanne, wofern sie auf ihren Foderungen bestehen würden. Alles befand sich nun in der größten Verwirrung. Johann drang mit unaufhaltsamer Gewalt immer weiter. Nachdem er Rochester eingenommen, rückte er mit einem Theile des Heeres in die nördliche Gegend, und nahm alle Städte und Festungen weg,

die auf dem Wege waren. Mit dem andern Theile gieng der Graf von Salisbury in den südlichen Bezirk, und konnte sich eines eben so großen Waffenglücks rühmen. Schon sahen die Baronen ihre Schlösser in Flammen, die Häuser der Unterthanen von der räuberischen Hand der Soldaten theils ausgeleeret, theils in Schutthaufen verwandelt, die Feldfrüchte verwüstet, und alles in Jammer und Elend versunken; schon war der König Meister beinahe vom ganzen Reiche; als die bedrängten Freiherrn das äußerste Mittel ergriffen, und bei dem Könige von Frankreich um Hülfe flehten. Vergebens sprach der Papst den Bannfluch über die Baronen aus, und belegte ihre Länder mit dem Interdikte; vergebens foderte er den Erzbischof, der sich geweigert hatte, seine Bulle bekannt zu machen, nach Rom, und setzte ihn ab.

Die Freiherrn verachteten die Anmassung des Kirchenvorstehers, der sich in Staatshändel mischen wollte. Nicht einmal die große Gefahr, die sie sich selbst bereiteten, wenn sie den alten Feind ihres Landes herbeizogen, schreckte sie ab; ohne zu bedenken, daß sie jene drückende Last, die sie von der einen Seite von sich abzuwälzen gedachten, von der andern sich aufladen werden, versprachen sie dem Könige von Frankreich für seinen Beistand, seinen ältesten Sohn Ludwig künftig als ihren Oberherrn zu erkennen. In Verbindung mit ihnen fochten 7000 Franzosen, welche Philipp vorangeschickt hatte, eine Zeit lang mit Glücke; endlich landete Ludwig selbst an der Küste zu Sandwich, ohne daß er einen Widerstand fand. Jetzt wandte das Kriegsglück dem Könige von Engelland auf einmal den Rücken.

Viele ausländische Truppen verließen seine Armee, weil sie nicht gegen ihren Landesherrn dienen wollten; viele Edelleute, die bisher ihrem Könige noch getreu geblieben waren, traten, da sie das Uebergewicht bei der Gegenparthei sahen, aus Liebe zur Selbsterhaltung zu derselben über; Ludwig eroberte Rochester, nahm viele andere Festungen theils durch freiwillige Uebergabe, theils durch Gewalt ein, und ließ sich in London huldigen. Engelland schien bereits für immer eine Beute der Franzosen zu seyn; da trat endlich, so wie sich die Hitze der englischen Großen allmählig abgekühlt hatte, eine andere Leidenschaft an die Stelle der erstern; das Mißtrauen erwachte, und mit demselben stellte sich bald die Unzufriedenheit ein. Ludwig besaß nicht Staatsklugheit genug, seine herrschsüchtigen Absichten zu verbergen. Kaum

war er Meister vom Königreiche, so gab er dem englischen Adel seine Verachtung, oder sein Mißtrauen bei jeder Gelegenheit zu erkennen. In jedem Stücke zog er seine Landsleute den Eingebornen vor. Was die englischen Baronen zu seinem eigenen Vortheile wider ihren König gethan hatten, machte ihm ihre Treue gegen ihn selbst nicht ohne Grund verdächtig. Nach und nach breitete sich das Gerücht aus, Ludwig gehe damit um, den englischen Freiherrn ihre Länder und Würden zu nehmen, und dieselben den Franzosen zu geben. Der Graf von Melün hatte dieses am Sterbebett ausgesagt.

Die letzten Worte eines Sterbenden machen bekanntlich einen tiefen Eindruck. Dem zarten Gewissen eines Menschen, der am Rande des Grabes steht, trauet man keine Unwahrheit zu. Die Großen

befürchteten bereits ihre Unterjochung; die Furcht bildete ihnen ihre Gefahr vielleicht näher vor, als sie wirklich war, alles zeigte sich in einer unruhigen Bewegung. Der Graf von Salisbury war der erste, der wieder zu Johanns Parthei übergieng; ihm folgten sogleich mehrere Edelleute, und in kurzer Zeit sahen die Engelländer mit Freuden ihren alten König, mit einer zahlreichen Armee, und mit dem festen Entschlusse, sein Reich wieder zu erobern, gegen Lincolnshire vorrücken. Allein ein trauriger Unfall, nicht weit vom Ufer, wo er bei der Ueberschwemmung zur Zeit der Flut alles Gepäcke nebst seinem Schatze verlor, machte seiner Unternehmung, und der Schmerz über dieses Unglück endlich auch am 12ten October seinem Leben ein Ende.

Doch was Johann nicht mehr zu Stande bringen konnte, setzten die englischen Großen mit glücklichem Muthe fort. Der König hatte zween Prinzen hinterlassen, wovon der eine, Heinrich, erst neun Jahre; der andere, Richard, nur ungefähr sieben Jahre zählte. Ersterer hatte ein gegründetes Recht auf die englische Krone, und mehrere noch zusammentreffende Umstände begünstigten seinen Anspruch. Ludwig hatte bereits durch ein Beispiel seine Absicht bewiesen, die englischen Großen durch Entziehung der ansehnlichsten Vorzüge herabzuwürdigen. Dieß gab dem Mißvergnügen des Adels mit jedem Tage stärkere Nahrung. Mit Johanns Tode war ohnehin der Grund weggefallen, der Ludwigen zum König gemacht hatte; wie leicht war nun von demselben der Uebergang zu dem

Schlusse, daß nun auch alle Ursache weg- falle, ihn ferners als König zu dulden? Der Bann, womit der Papst Ludwi- gen gleich anfänglich von seinem Vorha- ben abzuschrecken gesucht hatte, äußerte gleichfalls je länger, desto stärker seinen ge- wöhnlichen Einfluß auf das Volk. Kurz, al- les schien zum Vortheile des Prinzen Hein- richs gestimmt. Unter solchen günstigen Umständen trat sein Vormund, der Graf von Pembroke, ein edelmüthiger, herz- hafter Mann, ein standhafter Anhänger des verstorbenen Königs, öffentlich als dessen Sachwalter auf, und ließ ihn zu Gloucester feierlich krönen. Als er sich bald darauf in einer Versammlung zu Bristol zum Vormunde des jungen Königs, und zum Protektor des Königreiches erhe- ben ließ; so bekam freilich seine eifrige Verwendung für den Prinzen den Schein

des Eigennutzes. Aber eigentlich war dieses für ihn doch ein neuer anfeuernder Beweggrund, seinen Pupillen auf das kräftigste zu unterstützen; denn nur unter desselben königlichem Namen konnte er seine Würde und Macht behaupten.

Der Graf zeigte sich durch seine Handlungen gleich anfänglich als einen Mann, der in den Künsten einer gesunden Politik eingeweiht war. Kaum sah er einige aus den Großen und dem Volke sich offenbar für den Prinzen erklären, andere wanken und unschlüßig zaudern; so bewog er denselben geschwind, daß er einen neuen, dem letztern größtentheils ähnlichen Freibrief herausgab. Was die allgemeine Freude über diese Handlung vergrößerte, war der Umstand, daß er denselben durch eine neue Urkunde vermehrte, welche die Gränzen der königlichen Wälder zum Vor-

theile der Nation anders bestimmte. Alle seit Heinrich II besonders verschlossenen Wälder wurden vermöge dieser Charta foresta dem Volke wieder gegeben. Alle Eigenthümer von Ländereien durften ihr eigenes Holz nach ihrem Belieben wieder schlagen, und die Lebensstrafe gegen diejenigen, welche die Wälder beschädigten, ward ganz aufgehoben.

Ein König, der seine eigene Gewalt so bereitwillig einschränkte, um den gewünschten Vortheil der Nation zu befördern, konnte derselben nicht anders als angenehm seyn. Aller Herzen waren ihm nun geöfnet; alles erkannte ihn als König, alles wünschte ihm Festigkeit auf dem Throne; und in kurzer Zeit war seine Parthei so zahlreich, daß sich der Graf von Pembroke im Stande sah, den Franzosen mit Nachdruck ent-

gegen zu gehen. Ludwig war nämlich noch immer Meister vom größten Theile des Reiches. Als der Feldherr desselben, der Graf von Perche sah, daß sich der Protektor ihm nähere; rückte er geschwind mit einer überlegenen Macht vor, nöthigte ihn, zu weichen, und gieng alsdann gerade auf Lincoln los. Aber dieser unglückliche Entschluß verursachte dem französischen Heere eine blutige Niederlage, und kostete dem Feldherrn das Leben. Denn als sich die Franzosen hinter den Mauern der Stadt eingeschlossen hielten, that die englische Besatzung in der Festung plötzlich einen wüthenden Ausfall; zugleich drang der Graf von Pembroke, der indessen herbei geeilet war, auf der andern Seite in die Stadt ein; jene befanden sich nun zwischen zweenen feindlichen Heeren, und wurden nach einem hartnäckigen

Gefechte ohne Rettung auf das Haupt geschlagen. Der Graf von Perche fiel im Kampfe, und ein großer Theil der Franzosen gerieth in englische Gefangenschaft. Seit dieser Zeit hatten dieselben kein Glück mehr. Bald darauf erlitten sie auch zur See einen großen Verlust; und da Ludwigs Sache bei der großen Ergebenheit der englischen Nation gegen Heinrich täglich bedenklicher wurde; rieth ihm endlich die Klugheit im Jahre 1217 zu einem Frieden, worin er sich die Straflosigkeit aller derjenigen Engelländer, die seine Parthei genommen hatten, bedung, und versprach, das Königreich zu verlassen. Als ein geheimer Artikel ward auch festgesetzt, daß Ludwigs Vater, oder wenigst er selbst, wenn er zum französischen Throne gelangte, dem Könige von Engel-

land die in Frankreich gelegenen Länder, die ihm zugehörten, zurückgeben sollte.

So lange der Graf von Pembroke das Staatsruder führte, gieng alles gut. Durch Klugheit und Wachsamkeit; durch männlichen Ernst, und zweckmäßige Strenge erhielt er sich und den Prinzen im Ansehen; in eben denselben Eigenschaften fand der unbändige Hang der Großen zu Gewaltthätigkeiten einen mächtigen Zaum. Aber diejenigen, welche ihm nach seinem Tode im Jahre 1219 in der Regierung des Reiches folgten, der Bischof von Winchester, Peter de Roches, und der oberste Richter, Hubert de Burgh waren nicht im Stande, sich ihrer Macht mit eben so vielem Nachdrucke zu bedienen. Stolz auf ihre mühesam errungenen Freiheiten fiengen die Großen wieder an, ihr Haupt emporzuheben. Der schwächere

Nachbar ward unterdrückt, ihr Vasall mißhandelt. Hubert verlangte im Namen des Königs, die Freiherrn sollten ihm ihre Festungen abtreten; sogleich entspann sich eine Verschwörnng, welche wirklich zum Ausbruche kam, aber doch zur rechten Zeit noch vereitelt wurde. In der Folge stieg ihre Kühnheit so weit, daß sie wohl gar den Anschlag faßten, den König gefangen zu nehmen. Auch dieser Plan mißlang. Die Geistlichkeit brach mit dem Banne los, und die Großen mußten ihre Festungen übergeben. Huberts Einfluß blieb, als Heinrich im Jahre 1222 die Regierung als volljährig selbst übernahm. Aber der König begieng den Fehler, seinen getreuesten Rathgeber, dessen Bemühung bisher das königliche Ansehen am kräftigsten aufrecht erhalten hatte, seines Amtes zu entlassen. Hu=

berts Feinde, die in ihm den standhaften Vertheidiger der königlichen Vorrechte haßten, und ihm die nachdrückliche Bestrafung ihrer Empörungen nicht vergeben konnten, wußten Heinrichs augenblickliche Laune mit so gutem Erfolge zu benützen, daß er ihn gefangen nehmen, und in eine Festung einsperren ließ. Seit dieser Zeit verschlimmerte sich die Lage des Königs, und er und sein Reich geriethen immer mehr ins Gedränge. Unglücklicher Weise wählte er den Bischof von Winchester zu seinem Liebling und Rathgeber. Dieser unkluge Mann, der stets nur nach seiner Laune handelte, der sich stets über jede Betrachtung von Nutzen oder Schaden, von Recht oder Unrecht wegsetzte, beredete ihn, Ausländer, zu großen Ehrenstellen erhoben, würden aus Dankbarkeit mehr Anhänglichkeit und Treue gegen

den König beweisen, als die stets unruhigen, zur Empörung geneigten Engelländer; und Heinrich schmückte nun eine Menge Edelleute aus Poitou und Gascogne mit den ansehnlichsten Aemtern und Würden. Diese schimpfliche Zurücksetzung beleidigte die englischen Baronen so sehr, daß sie ihm drohten, sie würden ihn und seinen Liebling aus dem Reiche verjagen, wofern er nicht alle Ausländer entfernte. Wirklich griff der Graf von Pembroke, mit welchem sich eine beträchtliche Anzahl Edelleute verbunden hatte, zu den Waffen, und der Erzbischof von Canterbury, das Haupt der mißvergnügten Parthei, drohte dem Könige mit dem Kirchenbanne. Auf solche Art sah sich Heinrich zuletzt genöthiget, seinen geliebten Minister zu entlassen. Nachdem er sich aber im Jahre 1236 mit Eleonoren, einer Tochter

des Grafen von Provence vermählte; faßte er auf einmal eine übermäßige Vorliebe zu dieser Nation; wer immer aus derselben nach Engelland hinüber kam, war willkommen; jeder wurde mit Ehrenstellen und Gütern verschwenderisch überhäuft. Bald darauf heirathete Isabelle, des Königs Mutter den Grafen de la Marche; bei dieser Gelegenheit kam wieder eine Menge Fremder, nämlich Gascogner nach Engelland. Seine übertriebene Freigebigkeit gegen alle dergleichen Ankömmlinge führte ihn zuletzt zu Erpressungen und Gewaltthätigkeiten; denn als er dadurch seine Finanzen beinahe erschöpfet hatte; nahm er alle jene Schenkungen, die er ehemals gethan hatte, willkührlich wieder zurück, und suchte unermüdet neue Quellen zur Verschwendung an dienstlose Ausländer zur großen Bedrückung seiner Nation her-

vor. Was diese nicht verschlangen, zog zuletzt der Papst an sich. Ein päpstlicher Legat nach dem andern erschien in Engelland, und jeder gieng mit Reichthümern beladen wieder zurück. Seit einiger Zeit behauptete der Papst eine beinahe unumschränkte Macht im Königreiche. Nur er allein verlieh die erzbischöfliche Würde; er allein sprach über Streitigkeiten der Geistlichkeit in höchster Instanz. Diese Macht verschaffte ihm hier, wie an vielen andern Orten, die schönste Gelegenheit, seine Landsleute reichlich zu versorgen. Die besten und ansehnlichsten Pfründen waren bereits in den Händen der Italiäner, und alle Einkünfte der italiänischen Geistlichkeit in Engelland sollen sich auf 60,000 Mark jährlich belaufen haben; eine ungeheuere Summe, welche den Eingebornen entzogen wurde! Ueberdieß

zog der Papst aus dem Königreiche den Zehnten von den Einkünften aller kirchlichen Aemter, und sehr große Summen unter verschiedenen Titeln.

Alle diese auffallenden Mißbräuche empfand die englische Nation immer desto schmerzlicher, je mehr neue Bedrückungen von Zeit zu Zeit hinzukamen. Laut äußerte alles sein Mißvergnügen; selbst das gemeine, abergläubische Volk vergaß seine Ergebenheit gegen den römischen Stuhl, und lärmte gegen die Foderungen desselben, als gegen eine offenbare Wirkung der Habsucht. Denn wenn es Lebensbedürfnisse und Eigenthum gilt; so ändern sich gemeiniglich die Gesinnungen; auch bei dem Frömmsten, über den sonst die Geistlichkeit alles vermocht hatte, erwachet in diesem Falle Mißtrauen und Widerwille gegen sie, und er hält, wenn ihre Fode-

rungen zum Nachtheile seines Vermögens gar zu hoch steigen, unbedingten Gehorsam gegen sie nun nicht mehr, wie zuvor für nothwendige Pflicht der Religion. Der Pöbel hatte sich gegen die Zumuthungen des römischen Hofes schon öffentlich aufgelehnet, hatte Häuser und Landeigenthum der italiänischen Geistlichkeit angefallen, ihre Aecker verwüstet, die Feldfrüchte aus ihren Scheunen geraubt, und an sie selbst gewaltsame Hand angelegt. Dennoch ließ sich der Papst nicht schrecken und bald darauf verleitete er den schwachen König zur Theilnahme an einer Sache, welche neue große Summen Geldes erfoderte.

Sicilien, durch römische Politik seit einiger Zeit zu einem päpstlichen Lehen gemacht, beherrschte damals Manfred, ein natürlicher Sohn des Kaisers Friedrichs II, ohne die Belehnung des Pap-

stes darüber empfangen zu haben. Ein Fürst, der sich ohne alle Begrüßung des Lehensherrn aus eigener Macht in das Königreich eingedrungen, der sich überdieß durch Klugheit, Tapferkeit, und festen, männlichen Sinn so auffallend auszeichnete, war für den römischen Hof ein höchst gefährlicher Nachbar. Von einem solchem Könige war nicht zu erwarten, daß er jede Foderung des Papstes mit der Unterwürfigkeit eines Vasallen erfüllen werde; vielmehr war alles von ihm zu fürchten; das Staatsinteresse erfoderte, ihn zu entfernen. Nach diesem Ziele zu streben, war von dem Augenblick an, da Manfred sich des Königreiches Sicilien bemächtigte, des Papstes Innocens fester Entschluß. Zuerst sah er sich Richarden, den Bruder des Königs von Engelland, zum Werkzeuge seines Vor-

habens aus. Von desselben außerordentlichen Reichthümern versprach er sich mit Recht eine hinlängliche Unterstützung in einem so kostspieligen Unternehmen. Er trägt ihm daher das Königreich Sicilien als ein Geschenk an, und muntert ihn auf, gemeinschaftlich mit ihm an der Eroberung desselben zu arbeiten. Als dieser, zu klug, um auf Gerathewohl eine so gefahrvolle Sache zu beginnen, das Anerbieten ausschlägt, wendet er sich an den König selbst, im vollen Zutrauen auf dessen Schwäche und Ergebenheit gegen den römischen Stuhl. Heinrich nimmt den Antrag an, und bestimmet dieses Königreich schon zum voraus für seinen zweiten Sohn Edmund. Die Leitung des ganzen Geschäfts übernimmt der Papst, und der König, schwach und furchtsam genug, sich zu allem bereden zu lassen,

giebt ihm, ohne daß er zuvor die Stände darüber befragt, unbeschränkte Vollmacht, so viel Geld, als zur Eroberung nöthig seyn würde, in seinem Namen aus dem Königreiche zu ziehen. Innocens machet sich diese Begünstigung zu Nutzen, und erhebt nach und nach zum Erstaunen und Aerger der ganzen Nation an die hundert dreißig tausend Mark; das Geld verschwindet, ohne daß Sicilien in die Hände der Engelländer geräth. Bald darauf läßt sich des Königs Bruder Richard durch den Schimmer der Ehre reizen, die Würde eines römischen Königs in Deutschland anzunehmen, und auch dieser Angelegenheit wegen gehen große Summen Geldes aus dem Reiche nach Deutschland.

Es ist leicht zu erachten, welche ungeheuere Schwierigkeit Heinrich über-

winden mußte, um so große Summen zusammenzubringen. Alles war im höchsten Grade über die unerhörten Gelderpressungen entrüstet; die Freiherrn weigerten sich öffentlich, ihr und ihrer Unterthanen Geld auf so unnütze Art zu verschleudern; selbst der Geistlichkeit ward die Last endlich zu groß, und die Sorge für sich selbst bekam allmählig die Oberhand über die Neigung, dem Papste zu gehorchen. Heinrich drang in einer Versammlung des Reichs auf Hülfsgelder, und das Parliament, wie jetzt diese Versammlung genannt wurde, schlug dieses Gesuch ab. Der König entließ dieses Parliament, und berief ein anders, bei welchem er eben dasselbe Ansinnen that; auch bei diesem erreichte er seinen Zweck nicht. Endlich half ihm doch die Politik aus der Verlegenheit. Er versprach

den Freiherrn, ihre Beschwerden abzustellen, und erneuerte wirklich im Jahre 1253 den Freibrief. Die Art, auf welche dieses geschah, ist merkwürdig. Alle Bischöfe und Aebte waren bei dieser Feierlichkeit versammelt, und trugen brennende Kerzen. In ihrer Mitte stand einer mit dem großen Freibrief in der Hand, und las ihn laut ab. Als er geendiget hatte, warfen alle die Lichter auf die Erde, und sprachen den Kirchenbann gegen denjenigen aus, welcher den geringsten Punkt desselben verletzen würde. So, wie dieses ausgelöschte Licht, sprachen sie, soll eines jeden Seele, der gegen diesen Freibrief handelt, in der Hölle stinken und verderben! Worauf der König antwortete: So wahr, als mir Gott helfe; so wahr als ich ein Mensch, ein Christ, ein Ritter und ein gesalbter König bin, will

ich denselben nach allen Stücken genau beobachten!

Man hatte gehoffet, den schwachen, in religiösen Dingen schüchternen König wenigst durch den starken Eindruck dieser feierlichen Handlung zur Erfüllung der in dem Freibrief enthaltenen Punkte anzuhalten. In dieser Hoffnung hatte man ihm wirklich die verlangten Hülfsgelder zur Eroberung Siciliens ausgezahlt. Allein zum größten Aerger fand man sich in Kurzem getäuschet. Die Gewohnheit des Königs, seiner Lieblingsneigung zu folgen, vermochte mehr über ihn, als sein Eid; der Eindruck, den jene Feierlichkeit auf ihn gemacht hatte, erlosch nach und nach in dem Maaße, in welchem das Bild jener schauerlichen Ceremonien aus seinem Andenken wich, und Heinrich erlaubte sich wieder eben so willkührliche Handlun-

gen, wie ehemals. Die Freiherrn fuhren ihrerseits gleichfalls fort, ihre Vasallen auf verschiedene Art zu drücken, und Gewaltthätigkeiten gegen jeden, dem sie Feind waren, auszuüben. Das Volk ward durch beständige Erpressungen ausgesaugt, der Handel artete in Seeräuberei aus, die Gerichte und die Gerechtigkeit waren feil. Und allem diesen Unfuge sah der König unthätig zu, und überließ alles dem Ehrgeiz oder der Habsucht ausländischer Günstlinge, an die er noch immer die ansehnlichsten Ehrenstellen und Güter verschwendete.

Unter diesen Fremden, denen Heinrich zum Aerger der englischen Nation seine Zuneigung bis zum Uebermaaße schenkte, zog um eben diese Zeit besonders Wilhelm aus Provence, ein Bruder seiner Gemahlin, die allgemeine Aufmerk-

samkeit auf sich. Er war beinahe unumschränkter Herr über den Willen des Königs. Was er immer unternahm, ward gebilliget, was er wünschte, ward ihm zugestanden. Die ehrenvollesten Aemter, die einträglichsten Güter wurden ihm zu Theil; in allen Stücken ward er den Eingebornen vorgezogen; und wie dann Reichthum und Macht sehr oft zum Muthwillen reizen, und zugleich in übel bestellten Staaten vor jeder Bestrafung schützen; so unternahm auch Wilhelm ungestraft alles, wozu ihn Laune oder Leidenschaft verleiteten. Jedermann, besonders der Adel sah mit Unwillen auf diesen mächtigen Liebling des Königs hin; aber niemand mit mehr Eifersucht, als Simon Montfort, Graf von Leicester.

Schon lange hatte dieser mächtige Große sich nach einer Gelegenheit gesehnet,

seine bittere Feindschaft gegen den König zu befriedigen. Er hatte demselben einst wichtige Dienste geleistet, und Heinrich war bald darauf unvorsichtig genug, ihn zu beleidigen. Von dieser Stund an schlug er sich zur Parthei des Volkes. Es war nicht bloß Rachsucht, was ihn belebte; einem so weit umfassenden Geist war die Macht, die er wirklich besaß, so groß sie auch war, doch viel zu geringe; er strebte nach höhern Dingen, nach der Gewalt eines Regenten. Da die Bedrückungen von mannigfaltiger Art aufs höchste gestiegen waren, und die Stimme des Mißvergnügens mit der gegenwärtigen Regierung überall laut ertönte, benützte er die allgemeine Stimmung, und nährte die Unzufriedenheit durch den Schein des Mitleids mit der Nation über ihren harten Zustand, durch wehemüthige Klagen über

ihre Bedrückung, durch bittere Ausfälle über den Partheigeist und die Unfähigkeit des Königs zu regieren. Mit diesen und ähnlichen Vorstellungen wendet sich der ehrgeizige Graf bald an die Großen, bald an das gemeine Volk, nimmt hundert feine Kunstgriffe zu Hülfe, um die öffentliche Meinung zum Nachtheile des Königs zu befestigen, und als er sieht, daß aller Gemüther aufs Höchste gespannt sind, und nach einer Veränderung in der Regierung sich sehnen; berufet er einige der ansehnlichsten Freiherrn zu sich; und hält an sie ungefähr folgende Rede:

In welcher bedauernswürdigen Lage sich unser Vaterland befindet, ist ohnehin einem jeden von uns hinlänglich bekannt. Der Adel seines gebührenden Antheils an der Staatsverwaltung beraubt, durch verdienstlose Fremdlinge von den Ehren ver-

drängt, die ihm rechtmäßig zustehen, ohne Amt, ohne Einfluß, ohne Achtung, abhängig von der Willkühr und Laune eines Despoten; die geringern Vasallen und das Volk überhaupt durch unaufhörliche Geldexpressungen in den Stand der Armuth herabgewürdiget, der Raubsucht geiziger Ausländer Preis gegeben, von den Richtern gedrückt, ohne Hoffnung, Gerechtigkeit zu erlangen; das ganze Königreich durch unmäßige Abgaben zur Verschwendung an hergelaufene Günstlinge, und zu nichtswürdigen Kriegen erschöpft, entfernt vom Genuße der Ruhe und Sicherheit, vom aufrichtigen Freunde bedauert, vom Feinde verachtet! Wie lange noch sollten wir diesen kränkenden Zustand ertragen? Wie lange noch den Staat unter dem unaussiehlichen Drucke seufzen lassen? Kann wohl der König noch län-

ger Gehorsam und feste Anhänglichkeit an ihn von uns fodern, er, der selbst keine Treue kennet? Wie oft schon versprach er, die Gesetze und Freiheiten der Nation zu ehren, und die Gewohnheiten des Landes zu beobachten? Und wie oft brach er nicht meineidig sein Wort? Nicht natürliche Billigkeit, nicht Wohlfahrt des Staates, nicht Ruhe und Sicherheit jedes einzelnen Unterthans, nicht Versprechen, Verträge und feierliche Schwüre sind ihm heilig. Leichtsinnig setzet er sich über alles weg. Ist es nicht besser, daß wir unsere Rechte zurücknehmen, und selbst regieren, als daß wir die Staatsverwaltung noch länger in den Händen eines Unfähigen lassen, der zu schwach und feige, um das Vaterland im Kriege gegen auswärtige Feinde schützen zu können, und zu träg und unverständig, um denselben im Frie-

den den Wohlstand zu geben, nur zum Schaden desselben König ist, nur da ist, um es von seinen habsüchtigen Lieblingen ausplündern zu lassen? Lasset uns vielmehr männlich handeln; lasset uns mit Muth und Ernst dem bedrängten, flehenden Vaterlande zu Hülfe eilen, und mit Einschränkung der königlichen Gewalt die Regierung selbst übernehmen. Das Vaterland, die Gerechtigkeit, unsere eigene Ehre, alles fodert uns dazu auf."

Nach dieser Rede hoben alle Anwesende den Patriotismus des Grafen bis an den Himmel, priesen seine vorigen Thaten, seinen gegenwärtigen Eifer, seinen männlichen Muth, stimmten gleichfalls in einem bittern Tone mit in seine heftigen Klagen ein, und schlossen mit ihm eine förmliche Verbindung, in der Absicht,

eine Veränderung in der Regierung ohne Verzug zu bewirken.

Es fällt nicht schwer, zum Voraus den Schluß zu ziehen, wer von diesen beiden, der König, oder der Graf, in dem hartnäckigen Kampf um die Herrschaft werde gesiegt haben; man darf nur beider Charaktere zusammenhalten. Der König war leichtgläubig, schüchtern, verzagt, mehr dazu gemacht, sich beherrschen zu lassen, als selbst zu herrschen; der Graf verständig, beherzt und standhaft. Jenem schadete seine Veränderlichkeit; diesen unterstützte sein beharrlicher Geist; den König machten seine Trägheit, sein Phlegma beinahe zu allem stumpf und unthätig; diesen hielten sein Ehrgeiz und sein feuriges Temperament in beständiger Bewegung. Heinrich machte sich Freunde durch verschwenderische Gaben, womit er oft Un-

würdige überhäufte; Simon Montfort durch Popularität, und durch den Schein des Patriotismus; ihm zollte die Nation Liebe und Ehrfurcht zugleich; der König ward weder geliebt, noch gefürchtet. Zuletzt hatte der Graf alle jene Mittel in Händen, welche erfodert werden, etwas Großes zu unternehmen: Ansehen, wie beinahe keiner, wichtige Güter, ungeheuere Reichthümer, und — was gewöhnlich die Folge von diesen ist, einen zahlreichen Anhang.

Die Freiherrn schritten auch sogleich zur Vollziehung ihres Entwurfes. Als der König um diese Zeit ein Parliament versammelt hatte, um einen neuen Beitrag an Geld zur Eroberung Siciliens zu bewirken; so traten die Baronen unvermuthet in voller Rüstung in den Saal. Der König erblaßte bei diesem Anblicke.

Kommet Ihr, mich gefangen zu nehmen? fragte er zitternd. Da nahm der Oberconstable, Robert Bigod im Namen aller das Wort: er sei ihr Oberherr, nicht ihr Gefangener; sie seien bereit, seinen Prinzen auf den sicilianischen Thron zu erheben, und zu diesem Zweck eine Geldsumme zu bewilligen; nur müsse er seinerseits gleichfalls das Seinige thun; schon oft habe er seine Fehltritte erkannt, schon oft feierlich versprochen, die Freiheiten der Nation zu beobachten, und eben so oft sein Wort gebrochen. Es sei einmal Zeit, sich zu bessern. Ihr Verlangen sei daher, daß er Männer ernenne, die guten Willen und Macht genug hätten, den allgemeinen Beschwerden abzuhelfen. Heinrich verspricht in der Angst alles, was sie verlangen, und auf seine Verordnung eröffnet sich sogleich am 11ten Ju-

nius 1258 ein neues Parliament zu Oxford. Die Freiherrn bestehen auf ihren Foderungen, und der König sieht sich genöthiget, in alles zu willigen. Zwölf Baronen aus dem königlichen Rathe, und zwölf aus dem Parliament werden ernannt, die Staatsverwaltung zu verbessern, und der König muß ihnen uneingeschränkte Macht dazu geben, ja sogar durch einen Eid sich verbinden, ihre Verfügungen zu beobachten.

Sogleich machten diese Reformatoren einige sehr merkwürdige Verordnungen, wodurch auffallende Mißbräuche zum Besten des Staates abgestellt wurden, und die ihren Einsichten und ihren Herzen viel Ehre gemacht haben würden, wären sie aus reiner Quelle geflossen, und hätte nicht niedrige Selbstsucht alle ihre Schritte geleitet. Gleich zuerst setzten sie fest, die

Einwohner jeder Grafschaft sollten vier Ritter aus ihrem Mittel wählen; diese sollten die Beschwerden ihrer Landsleute untersuchen, und dieselben dem nächsten Parliamente vorlegen. Durch diese Anstalt, welche zuerst dem Volke einen reellen Antheil an der Regierung, und die Macht verschaffte, Maaßregeln zur Verbesserung seines eigenen Zustandes zu treffen, erwarben sie sich, wie leicht zu erachten ist, den lauten Beifall desselben. Auch ihre übrigen Verordnungen waren dem gemeinen Wesen sehr vortheilhaft. Nach denselben sollte sich alle Jahre dreimal ein Parliament versammeln, zum Oberrichter sollte jährlich eine neue Person gewählt werden; und Mündel oder Festungen Ausländern anzuvertrauen, neue Wälder anzulegen, und die Einkünfte der Grafschaften zu verpachten, ward verboten.

Allein die enthusiastische Freude über diese Veränderung dauerte nicht lange. Es ist dieses sehr oft der Fall im gemeinen Leben; so lange die Menschen nach einer Würde streben, sind sie außerordentlich geschäftig, menschenfreundlich, geschmeidig; gleich als wären sie vom reinsten Eifer für die Wohlfahrt ihrer Mitbrüder beseelet, vergessen sie beinahe sich selbst, und scheinen nur für andere zu handeln. Dadurch hoffen sie den vortheilhaften Ruf eines großen Verdienstes für sich zu gründen. Haben sie aber das Amt, wornach sie strebten, erlanget, und sind sie am Ziel ihrer Wünsche; so verschwindet auf einmal ihr Eifer; sie werden träge, gleichgültig gegen das Wohl anderer, übermüthig, und suchen nur ihren eigenen Vortheil. Auch die Freiherrn, welche nun die ganze Staatsgewalt in ihren Händen

hatten, bewiesen sehr bald diese niedrige Selbstsucht. Anstatt die Gründung eines dauerhaften Glücks der Nation zu ihrem eigentlichen Zwecke zu machen, suchten sie nur ihre eigene Macht zu befestigen. Unter dem schönen Vorwande, dem Despotismus entgegen zu arbeiten, vertrieben sie alle Halbbrüder des Königs, und entfernten alle vornehmen Kronbedienten von ihren Aemtern. Als sie ihre neuen Einrichtungen im Reiche zu Stand gebracht hatten, war ihre Bestimmung vollendet. Allein das reizende Gefühl ihrer nunmehrigen Größe wirkte zu mächtig auf ihren Ehrgeiz, als daß sie ein Amt hätten niederlegen sollen, welches doch an und für sich bereits aufgehört hatte. Das fortdauernde Daseyn ihrer Gewalt, sagten sie, sei das einzige Hülfsmittel der Nation gegen die Eingriffe des Königs in ihre Freihei-

ten. Trotz aller Einwendungen der königlichen Parthei behaupteten sie sich auf ihrem Posten, und da sie befürchteten, man möchte auf ernstliche Maaßregeln gegen sie denken, versprachen sie sich in einem förmlichen Bündniß, in Rücksicht auf diesen Punkt sich gegenseitig mit Gut und Blut zu unterstützen. Das Volk mußte ihnen einen Eid schwören, daß es alle Anordnungen, welche sie bereits getroffen hatten, oder noch treffen werden, genau befolgen wolle. Endlich ernannten sie auch einen Ausschuß von zwölf Baronen, welche während der Zeit, da kein Parliament versammelt war, desselben ganze Macht in sich vereinigen mußten.

Ueber so außerordentliche Schritte giengen bald einigen aus dem Volke selbst, welches zuvor die Freiherrn mit so lautem Zujauchzen die Hersteller seiner natürlichen

Rechte genannt hatte, die Augen auf. Die Representanten desselben, die Ritter, die sich nun schon in einem besondern Hause ordentlich versammelten, konnten sich nicht enthalten, verschiedene ernstliche Beschwerden gegen diese Verfassung bei der höhern Versammlung der Freiherrn zu übergeben. Es scheine, sagten sie freimüthig, die Baronen hätten nur ihre eigene Macht und Vortheile zum Zwecke. Zuletzt, da ihre Vorstellungen kein Gehör fanden, foderten sie sogar des Königs ältesten Prinzen Eduard auf, alles sein Ansehen aufzubieten, um einen Unfug abzustellen, welcher der Nation den Untergang bringe.

Eduard, ein lebhafter, feuriger Jüngling, voll Muth und Entschlossenheit, aber zugleich kaltblütig, wann es die Umstände foderten, nachdenkend, zurückhaltend, lehnte den Antrag der Ritter mit

Bescheidenheit von sich ab. Er sei zwar überzeugt, sagte er, von der Unrechtmäßigkeit der Gewalt, welche sich die Freiherrn anmaßten, von der Gesetzwidrigkeit ihrer Handlungen. Aber er habe die Verordnungen, welche zu Oxford gemacht wurden, selbst beschworen, und halte es daher für unrecht, sie zu übertreten. Indessen ließ er doch den Baronen bedeuten: sie sollten ihre Geschäfte schließen; lange genug hätten sie sich einer unzuläßigen Gewalt angemaßt; wofern sie nicht aus einander giengen, hätten sie zu erwarten, daß man nach allem Ernst mit ihnen verfahre. Auch der Papst unterstützte die Sache des Königs; und band ihn mit allen seinen Unterthanen von dem Eide los, den sie wegen genauer Beobachtung der Verordnungen von Oxford geschworen hatten.

Allein es ist schwer, die höchste Gewalt, wenn man sie einmal in Händen hat, wieder abzulegen. Als daher alle Umstände verkündigten, die Freiherrn seien nicht gesonnen, von ihrem Posten zu weichen; so drangen die Mißvergnügten noch einmal in den Prinzen Eduard, und bewogen ihn endlich, mit ihnen gemeine Sache gegen die Baronen zu machen. Man berief im Jahre 1261 ein Parliament, und der König erklärte demselben feierlich, er wolle an die Verordnungen von Oxford nicht länger gebunden seyn; man habe ihm versprochen, seine Schulden zu bezahlen, und seine Einkünfte zu vermehren; aber nichts von allem diesen erfüllt; man halte ihn vielmehr in einer förmlichen Knechtschaft, die er nun länger nicht mehr ertragen könne. Auf diese Erklärung nahm also der König im Vertrauen

auf die kräftige Unterstützung seiner wachsenden Parthei, die an ihrer Spitze den klugen, tapfern, allgemein geliebten Prinzen Eduard hatte, seine vorige Macht wieder zurück, und fieng seine Regierung sogleich damit an, daß er alle Obrigkeiten, welche die vier und zwanzig Freiherrn aufgestellt hatten, absetzte. Seinen Muth stärkte besonders der Umstand, daß die Grafen von Leicester und Gloucester, die Häupter seiner Gegner seit geraumer Zeit sich entzweiet hatten, und in einer heftigen Feindschaft gegen einander lebten, welches der ganzen Parthei einen gewaltigen Stoß gab.

Allein Heinrich kam mit der Ausführung seines kühnen Entschlußes zu frühe. Die beiden Grafen vereinigten sich wieder, da sie ihre Sache in Gefahr sahen; sie hatten noch immer einen ziemlich zahl-

reichen Anhang, und besonders die fünf Hafen des Reiches nahmen öffentlich ihre Parthei. Selbst Eduard mißbilligte seines Vaters Betragen. Die Freiherrn aber eilten in der größten Geschwindigkeit mit einem Haufen Kriegsleute herbei, in der boshaften Absicht, den König zu überfallen und gefangen zu nehmen. Dieser verwegene Anschlag glückte zwar nicht. Allein von der Stunde an suchte der Graf von Leicester, der stolzeste, ehrgeizigste und hartnäckigste aus allen von seiner Parthei, sich im Besitze seiner angemaßten Macht durch verzweifelte Mittel zu sichern. Er schloß ein Bündniß mit dem Fürsten von Wallis, und dieser fiel ohne Verzug mit einer Armee von 30,000 Mann in Engelland ein. Gleich darauf stieß auch der Graf von Leicester seine Truppen zu ihm. Zu gleicher Zeit standen die Bürger

von London auf, und wütheten, wie dieses in der Hitze des Aufruhrs gewöhnlich geschieht, gegen Freund und Feind, und mordeten alles nieder, was nicht ihre Parthei hielt, selbst diejenigen, welche neutral oder ihnen wenigst verdächtig waren, und brachten ihre eigenen Landsleute durch Raub und gewaltsame Zerstörung um ihr Eigenthum. Wie Beispiele der Schwärmerei am meisten ansteckend sind, so folgten bald auch die Einwohner anderer Städte den Bürgern von London, und in kurzer Zeit verbreitete sich der Aufruhr und Bürgerkrieg in den meisten größern Städten. Heinrich, der mit Zittern die gefährlichen Unruhen ansah, fand kein anders Rettungsmittel, als einen Vergleich, der auch im Jahre 1263, sehr nachtheilig für das königliche Ansehen, zu Stand kam. Die Verordnungen von Oxford wurden

darin neuerdings in ihre volle Kraft gesetzt, und der König mußte versprechen, sie genau zu beobachten. Den Freiherrn ward ihre beinahe unumschränkte Gewalt zu regieren, bestätiget, und alle Fremde, welche zuvor zum Nachtheil und Aerger der Eingebornen so sehr begünstiget worden, mußten das Land räumen.

Einen für sich so rühmlichen Vergleich benützten die Baronen mit einem Stolze, welchen gewöhnlich das Gefühl der Uebermacht dem Sieger einflößet. Alle königlichen Schlösser und Festungen besetzten sie nun, als wären dieselben ihr Eigenthum; zu den vornehmsten Hofbedienungen ernannten sie nun selbst wieder die Personen, und um ihren neuen Regierungsplan zu befestigen, versammelten sie ein Parliament zu Westmünster. Ganz von ihnen geleitet, setzte dasselbe fest, ihre Ge-

walt sollte nicht nur so lange, als Heinrich leben würde, sondern auch unter desselben nächsten Nachfolger Eduard fortdauern.

Unmöglich konnte ein junger, feuriger Prinz von großen Talenten, von einem mächtig emporstrebenden Geist, eine so schimpfliche Erniedrigung des königlichen Ansehens dulden. Man trug auf einen neuen Vergleich an, man schlug vor, die Sache der Entscheidung des Königs von Frankreich, Ludwig IX zu überlassen, und die Großen des Königreiches willigten ein. Ludwig war ein gerechter, edelmüthiger, verehrungswürdiger Fürst. Fern von schmutzigem Eigennutz, fern vom Betrug, und vom unedlen Geist der Chikane, der sich so oft unter dem ehrwürdigen Namen der hohen Politik verbirgt, suchte er nicht des Königreichs Un-

tergang; sondern den Grundsätzen der Rechtschaffenheit getreu, und mit dem aufrichtigen Wunsche, die Gerechtigkeit zu befördern, untersuchte er die Sache beider Partheien genau in einer Versammlung seiner Stände zu Amiens. Der Spruch fiel für den König aus; man erkannte ihm alle jene Macht zu, die er vor der Zusammenkunft des Parliaments zu Oxford gehabt hatte. Doch erklärte Ludwig ausdrücklich, er wolle durch diese Entscheidung den Rechten und Freiheiten der Nation keinen Eintrag thun.

Allein die herrschsüchtigen Freiherrn, denen nicht um Friede und Gerechtigkeit, sondern nur um die Oberherrschaft zu thun war, verwarfen einen Ausspruch, der ihre Macht wieder in die alten lästigen Grenzen zurückwies. Er stoße offenbar den großen Freiheitsbrief um, sagten sie,

er verletze sichtbar die Rechte und Freiheiten der Nation. Da sie sich schlechterdings weigerten, sich dem Ausspruche Ludwigs zu unterwerfen; so erhob sich dieser Sache wegen ein blutiger Krieg. Eduard rückte sogleich mit den königlichen Vasallen, und mit vielen andern Freiherrn, welche sich aus Mißvergnügen über den Despotismus der vier und zwanzig Baronen zur Parthei des Königs geschlagen hatten, in die Länder derjenigen ein, welche der Gegenparthei anhiengen, und raubte, mordete und brannte dort mit einer Wuth, die gewöhnlich nur die heftigste Rachsucht erzeugt. In kurzer Zeit waren Northampton, Leicester, Nottingham und die Grafschaft Derby in seiner Gewalt. Aber auch der Graf von Leicester rückte seinerseits mit einem ansehnlichen Heere heran, und nachdem sich

15,000 Bürger von London mit ihm vereiniget hatten, traf er den Feind im Jahre 1264 nicht weit von Lewes in Sussex. Als sich beide Armeen im Angesicht waren; schickte er in das Lager des Königs und bot einen Vergleich an. Aber die Bedingnisse waren so hochgespannet, daß man sie auf der Stelle verwarf. Beide Partheien schickten sich also zum Streit an. Die Armee des Grafen von Leicester und seiner Bundesgenossen war unter seinem Commando, und unter der Anführung der Grafen von Montfort, von Gloucester und des Bürgers Nicolaus Seagrave in vier Haufen getheilet. Voran standen die Bürger von London. Das königliche Heer bestand in dreien Abtheilungen. Den rechten Flügel commandirte der Prinz Eduard, den linken des Königs Bruder, der römische König Ri-

chard, das mittlere Treffen Heinrich selbst. Ehe das Treffen begann, hielt der Bischof von Chichester, einer von den Gegnern des Königs eine kurze Anrede an seine Parthei, worin er sie zur Tapferkeit zu ermuntern suchte. Er sprach sie von ihren Sünden los, und versprach denjenigen, welche im Kampfe für eine so verdienstliche Sache fallen würden, ewige Belohnung im Himmel.

Den ersten Angriff that Eduard mit einer so überraschenden Tapferkeit, daß die Bürger von London, ehe sie sich noch zur Gegenwehre anschicken konnten, schon geworfen waren. Aber eben dieser scheinbare Vortheil veranlaßte einen unersetzlichen Schaden. Indem sich die Bürger von London, vom Schrecken getrieben, flüchteten; setzte ihnen der Prinz mit unvorsichtiger Erbitterung vier englische Mei-

ken weit nach, und hieb eine Menge der- selben zusammen. Als er aber wieder auf das Schlachtfeld zurückkam; fand er zu seiner Bestürzung die königliche Armee in der größten Verwirrung, einen großen Theil derselben getödtet, den andern auf der Flucht, alles beinahe verloren. Selbst der König, und desselben Bruder waren als Kriegsgefangene in den Händen der Feinde. In der Geschwindigkeit sammelte er zwar einige seiner Leute, so viel er in der allgemeinen Unordnung zusammen bringen konnte; aber es war unmöglich, ihnen bei der allgemeinen Bestürzung zu- gleich jenen Muth zu geben, der zur tap- fern und standhaften Vertheidigung nöthig ist. Zuletzt sah sich Eduard gezwungen, einen Vergleich mit dem Grafen von Lei- cester zu treffen. Heinrichs und Ri- chards Befreiung ward in demselben

bedungen; dafür mußte er selbst nebst Heinrich von Almain, einem Sohne des römischen Königs sich als Geißel stellen. Den Verordnungen von Oxford ward neuerdings ihre Gültigkeit zuerkannt; nur eine Revision derselben durch sechs Franzosen, welche der König von Frankreich ernennen sollte, ward zugestanden. Das Geschäft, alle übrigen Unruhen dieser Zeit beizulegen, übertrug man dreien Prälaten, dreien Personen vom hohen Adel, und noch dreien andern, welche diese ernennen sollten. Einen so unglücklichen Vergleich brachte das Treffen zu Lewes hervor!

Der Graf von Leicester hielt nicht Wort. Eduard war auf seinen Befehl bereits in der Festung zu Dower in Verwahrung, und den König ließ er dessen ungeachtet nicht los. Anstatt die bedungene Revision

der Verordnungen von Oxford zu befördern, suchte er dieselbe vielmehr zu verzögern. Denn in der gegenwärtigen Lage war ihm die Oberherrschaft gewiß; eine Untersuchung hingegen machte sie unsicher, und ließ ihn nicht ohne Grund den Verlust derselben befürchten. Auch in Ansehung anderer Dinge dehnte er seine gegenwärtige Macht weiter aus, als es einem Regenten nach der Vorschrift der Billigkeit zusteht. Alle Freunde des Königs entwaffnete er auf der Stelle; er selbst blieb mit den Seinigen immer gerüstet. Alle Festungen brachte er in seine Gewalt; der König selbst mußte, durch ihn gezwungen, seinen Commandanten Befehl ertheilen, sie ihm zu übergeben. Die Ausübung aller Macht legte er in die Hände einer Rathsversammlung von neun Personen, deren Amt von der Wahl des Gra-

sen von Glouceſter, des Biſchofes von Chicheſter, und von ſeiner eigenen abhieng. Endlich trug er kein Bedenken, ſeine Habſucht auf die ſchändlichſte Art zu befriedigen. Die Güter von achtzehn Freiherrn, welche es mit dem Könige gehalten hatten, zog er ein; alles Geld, welches beſtimmt war, die Gefangenen auszulöſen, behielt er für ſich. Als die Freiherrn von ſeiner Parthei ſich über dieſen letztern Punkt beſchwerten; antwortete er: der Sieg bei Lewes habe ihnen Güter und Leben gerettet; er dächte, ſie könnten ſich damit begnügen. Sein älteſter Sohn bemächtigte ſich des ganzen Wollenhandels zum Nachtheile derjenigen, die ſich zuvor mit demſelben beſchäftiget hatten. Die fünf Hafen des Reichs trieben eine ausſchweifende Seeräuberei; und um dieſes ungeſtört thun zu können, theilten ſie ſich mit dem

Grafen in die Beute. Alle Sicherheit auf der See hörte auf, aller Handel erlosch; alle Achtung für Recht und Billigkeit verschwand, weil die Gesetze schwiegen; nirgends fand man mehr Zucht und Ordnung.

In die Länge konnte eine solche Verfassung keinen Bestand haben. Ein großer Theil des gemeinen Volkes war zwar dem Grafen noch immer mit dem größten Eifer zugethan; denn im Grunde trafen die schlimmen Folgen seiner Regierung meist nur die Reichen und Großen. Aber eben diese mußte er fürchten. Sie, und das übrige Volk waren mißvergnügt über die gegenwärtige Lage. Wie leicht konnten sie in der Hitze auch die Gutgesinnten zur Theilnahme an einem ihm gefährlichen Unternehmen fortreißen, besonders wenn auswärtige Feinde das Feuer entzünden,

und durch mächtige Unterstützung Hoffnung zu einem glücklichen Ausgange machen sollten? Und an geheimen und offenbaren Feinden im Auslande fehlte es ihm nicht. Der Papst drohte ihm unaufhörlich; der König in Frankreich schien stündlich bereit, seine Herrschaft zu zertrümmern, und den König Heinrich in seine vorige Macht wieder einzusetzen; viele andere Fürsten sahen mit Aerger auf seine Regierung hin, und glaubten, ein dem fürstlichen Ansehen so gefährliches Beispiel zu entfernen, müsse eine allen Regenten höchst nöthige Beschäftigung seyn. Diese Umstände bewogen den Grafen, sich zur Befestigung seiner Macht der festen Anhänglichkeit der ganzen englischen Nation zu versichern. Er berief am 20sten Jenner 1265 ein Parliament, und um die Herzen des gesammten Volk

kes ganz zu gewinnen, zog er als Beisitzer und Theilnehmer an den Verhandlungen nicht nur, wie bisher, die Geistlichkeit und die Freiherrn, sondern auch Abgeordnete aus den Städten und sogar aus den Flecken dazu. Dieses ist der Ursprung des Hauses der Gemeinen in Engelland. Das Volk ward dadurch in einen Wirkungskreis emporgehoben, welcher demselben auf einmal zugleich mit einem schmeichelhaften Antheile an der Staatsverwaltung das Ansehen und die Benennung eines eigenen Standes gab, welcher es in den Stand setzte, über seine Rechte und Freiheiten persönlich zu wachen, und seine Wohlfahrt selbst zu besorgen. Von dieser Stunde an hatte der dritte, oder Bürgerstand Einfluß und Achtung, und als ein Mitglied der gesetzgebenden Macht behauptete er Sitz und Stimme bei den Berathschla-

gungen über die Angelegenheiten des Königreiches.

Gleichwohl konnte ihm auch diese Anstalt und der laute Beifall des Volkes jene Sicherheit nicht geben, die er dadurch sich versprochen hatte. Zusehends nahm seine Sache ab; der Graf von Gloucester verließ öffentlich seine Parthei; seinem Beispiele folgten bald mehrere Große; die königliche Parthei verstärkte sich wieder; laut wünschte mancher die Rückkehr der königlichen Regierung: deutlich las der Graf in eines jeden Miene den Wunsch, daß der Prinz Eduard, den er noch immer in Verwahrung hielt, einmal befreiet werden möchte. Auch dieses Opfer brachte er der Nation, so dringend war sein Bedürfniß, sich durch Gunstbezeugungen einzuschmeicheln. Er führte ihn in das Parliament ein: er verpflich-

tete ihn aber zugleich unter einem Eide, innerhalb dreien Jahren das Königreich nicht zu verlassen; und keine fremden Truppen hineinzuführen.

Unter solchen Umständen betrachtete sich der Prinz mit Recht noch immer als einen Staatsgefangenen, oder wenigst als ein Werkzeug, dessen sich der Graf zur Ausführung seines Willens bediente. Mit brennender Ungeduld sehnte er sich also nach einer Gelegenheit, dieser Sklaverei zu entkommen, und glücklich fand er sie in kurzer Zeit. Als der Graf von Leicester mit seinen Leuten auf den Grafen von Gloucester, der sich von ihm getrennt hatte, losgieng, und den Prinzen mit sich nahm; täuschte dieser das Gefolge, welches ihn heimlich bewachen mußte, und ergriff in größter Eile die Flucht.

Kaum war diese unvermuthete Begebenheit ruchbar geworden; so änderte sich auf einmal die ganze Gestalt der Dinge. Die königliche Parthei bekam neuen Muth; alles sammelte sich, alles machte sich fertig, das unerträgliche Joch abzuschütteln; und in kurzer Zeit war ein ansehnliches Heer beisammen, welches unter Eduards Anführung gegen den Grafen und seine Anhänger, zu Feld zog. Gleich die erste feindliche Handlung fiel übel für den Grafen aus. Sein Sohn führte ihm eine Schaar Truppen aus London zu, die für ihn bei der geringen Zahl seines Heeres, eine unentbehrliche Unterstützung war. Aber ehe dieselbe den Ort ihrer Bestimmung erreichen konnte, traf sie der Prinz, griff sie an, und hieb den größten Theil nieder. Um dem Grafen keine Zeit zur frischen Verstärkung übrig zu lassen, rückte

er ihm hierauf in schnellen Märschen entgegen. Diesem war die unglückliche Niederlage seines Hülfskorps noch unbekannt. In voller Erwartung dieser höchst nöthigen Unterstützung gieng er über die Severne in die Gegend von Evesham, und zu seiner größten Freude erblickte er endlich in der Entfernung ein Heer, welches er für die erwarteten Truppen aus London hielt. Allein wie groß war seine Bestürzung, als er bei der Annäherung die feindliche Armee vor sich sah! Der Prinz Eduard hatte nämlich seine Leute mit den Fahnen, die er den Bürgern von London so eben bei ihrer Niederlage abgenommen hatte, anrücken lassen, und den Grafen dadurch getäuschet. So, wie Eduard demselben nahe genug war, und ihn, seiner unerwarteten Erscheinung wegen, in der größten Verwirrung sah;

griff er ihn rasch an. Ein anderer Theil seines Heeres hatte einen Umweg genommen, und fiel ihm in den Rücken. Da stieg die Verlegenheit und Bestürzung des Grafen aufs Höchste. Gott sei unsern armen Seelen gnädig, rief er, denn unsere Leiber sind verloren. Sein kleines, durch Hunger geschwächtes Heer ward im Kurzem ganz in Unordnung gebracht. Dennoch sammelte er dasselbe öfters wieder mit unermüdeter Thätigkeit, und sieben Stunden lang kämpfte er mit einem Heldenmuthe, den nur die Verzweifelung in einem so hohen Grade hervorbringt. Als sein Pferd unter seinem Leibe fiel; focht er zu Fuß. Endlich ward er doch übermannet, und von einem aus Eduards Kriegsleuten getödtet. So fiel ein Mann von großen Talenten, von hohem, viel umfassenden, mächtig emporstrebenden

Geist, der wenn er gleich nicht so sehr für die gute Sache, für Freiheit und Wohlfahrt der Nation, sondern vielmehr für seine eigene Ehre, für seine Größe und Macht focht, doch endlich wider seinen eigenen Willen die gute Sache beförderte, und die Freiheit bewirkte. Aber es kostete viel, es mußten Ströme von Blut fließen, mußten abscheuliche Gewaltthätigkeiten vorangehen, es mußte alles in eine traurige Verwirrung und Anarchie verfallen, bis endlich aus den mannichfaltigen Uebeln ein schätzbares, lange gewünschtes Gut hervorkam; denn durchgehends hatten bei diesem merkwürdigen Kampfe die Leidenschaften ihr Spiel darin, und nur Habsucht, Ehrgeiz, Partheigeist und Haß machten die Idee von Volksrechten rege.

Die erste Frucht des entscheidenden Sieges bei Evesham war am 5ten Au-

gust 1265 die Unterwerfung der Stadt London, welche bisher standhaft die Parthei des Grafen gehalten hatte. Sie mußte eine große Summe Geldes bezahlen, und verlor ihre Fahnen und Festungswerke. Eben dasselbe Loos traf nach und nach auch alle aufrührischen Freiherrn. Wer sich nicht freiwillig unterwarf, ward durch Gewalt dazu gezwungen. Man verwüstete ihr Gebiet; ihre Festungen wurden belagert, erobert, geschleift. Zuletzt mußte alles die königliche Gewalt erkennen. Diese wurde nun in ihrer vollen Kraft wieder hergestellt. Das Haus der Gemeinen, die kostbareste Schutzwehre der Nation gegen jede Art von Unterdrückung, hörte wieder auf. Man betrachtete sie als eine tumultuarische Erfindung, als ein Werk der leidenschaftlichen Hitze und des Partheigeistes. Das Volk war

zu wankelmüthig, nach dem kurzen Genusse seines Rechtes noch zu wenig von dem Vortheile desselben überzeugt, vom Partheigeist noch zu sehr hin und her getrieben, um sein Ansehen und seinen Einfluß mit Standhaftigkeit zu behaupten. Doch benützte der König Heinrich seinen glänzenden Sieg nicht mit demjenigen Stolze, und derjenigen Härte, wozu das Gefühl der Uebermacht den Ueberwinder gemeiniglich reizet. Er sah, daß die Freiherrn aus der Zahl seiner eigenen Anhänger gleich eifersüchtig auf ihre Freiheit waren, als seine erklärten Gegner; alle waren bereit, in Ansehung dieses Punktes bei der geringsten Gelegenheit gemeine Sache mit einander zu machen. So blieb die Verfassung Engellands bis zum Tode Heinrichs im Jahre 1272, da unter seinem Nachfolger Eduard I. das

Volk seine Rechte wieder zurücknahm, und das wiedereingeführte Haus der Gemeinen sich bis zum heutigen Tage unerschüttert erhielt.

Ende des ersten Bändchens.

Vorbericht.

Die Absicht des gegenwärtigen Werkes ist, der erwachsenen, schon gebildeten Jugend, und überhaupt jedem Dilettanten eine Lektüre zu verschaffen, welche wenigst eben so unterhaltend, und gewiß nützlicher seyn soll, als hunderttausend fade Romane aus den Ritterzeiten, voll Geistererscheinungen, Unwahrscheinlichkeiten, und nichtswürdiger Empfindeleien. Aus eben dem Grunde, weil die Schrift nicht für Geschichtforscher und Gelehrte im eigentlichen Verstande bestimmt ist, führte der Verfasser die Urkunden und Schriftsteller nicht an, woraus er seine Thatsachen entlehnte. Sie vergrößern zugleich mit dem Buche den Preis desselben, und sind für den Leser von dieser Art, der die Quellen nicht nachschlägt, ja sie vielleicht in seinem ganzen Leben nicht zu Gesicht bekömmt, gänzlich unnütz. Genug, daß

der Verfasser die besten Quellen und Hülfsmittel benützt, und einem Hume, Goldsmith, Rapin rc. nichts auf ihr Wort nachgesagt hat, ohne jene darüber zu Rath zu ziehen. Die Geschichte von Engelland wird drei Bändchen fassen; auf dieselbe wird, wofern das Publikum den Plan unterstützt, die merkwürdige Geschichte der nordamerikanischen Staaten folgen, und eben darum in den folgenden Theilen der Geschichte Engellands manches, was eine Hauptbegebenheit in der Geschichte von Nordamerika ausmacht, nur kurz berührt werden.

Bayerische
Staatsbibliothek
München